

Der Oberschlesier.

M.

Oberschlesl. Wochenschrift. — Erscheint jeden Sonnabend. — Freie Aussprache für alle Oberschlesier.

Sonnabend, 21. Februar 1920.

Einzelnummer 20 Pfg. Postbezug monatlich 90 Pfg., vierteljährlich 2,70 Mk. einschliesslich Bestellgeld. Verlag und Schriftleitung: „Der Oberschlesier“ Oppeln, Bismarckstr. 11/15, Fernruf 98. Zweigstelle Kattowitz, Gultian Freytagstr. 2 III. Postfachkonto Breslau 129595.

Nummer 8. 2. Jahrgang.

Inhalt: Oberschlesien muß neutraler Freistaat werden. Von Fritz Heinlich. — Polnische Politiker. Von Politicus. — Die Schule in Oberschlesien und ihr Einfluß. Von Bergbach. — Beiträge zur ober-schlesischen Volkskunde. Von Perlick. — Der akademische Hilfsbund. Ortsausdruck Kattowitz. Von Heinze. — Die polnische Muttersprache und die ober-schlesische Schule. Von Ossimacz. — Eichendorffs Satiren und Oberschlesien. Von Kaminsky. — Breslauer Bühnenbrief. Von Meridies. — Nochmals: Das brennendste Problem unserer Finanzwirtschaft. Von Dr. Adamieb. — Oberschlesische Sportnachrichten. — Zum Code Richard Dehmels. Von Hein. — Familien-Nachrichten.

Oberschlesien muß neutraler Freistaat werden.

Von Fritz Heinlich in Loslau.

Aus meinem Aufsatz (Nr. 4 des 11. Jahrganges des „Oberschlesiens“), der sich mit den deutschen Argumenten zur ober-schlesischen Frage befaßte, konnte der Leser entnehmen, daß dem Verbleiben Oberschlesiens beim Reich auch vom neutralen ober-schlesischen Standpunkte aus keine prinzipiellen Bedenken entgegenstehen, während die Auseinandersetzung mit den polnischen Argumenten (Nr. 7 des 11. Jahrganges des „Oberschlesiens“) erkennen läßt, daß ein Oberschlesien bei Polen für den Oberschlesier und sein Land den wirtschaftlichen und damit auch den kulturellen allmählichen Niedergang bedeutet. Nach dem heutigen Stande der Dinge jedoch würde die eine wie die andere dieser beiden politischen Lösungen, in dem einen Falle eine gefährliche polnische, in dem anderen eine deutsche Fremdenherrschaft schaffen, die für die Entwicklung Oberschlesiens ein großes Hindernis werden müßte, da über dem nun einmal im höchsten Schwünge befindlichen Nationalitätenhader Oberschlesiens die ihm im Wirtschaftsweltensleben Mitteleuropas zugeordnete Aufgabe nicht erfüllen könnte. Es ist in gewissem Grade durchaus verständlich, wenn die heute polnischorientierten Oberschlesier der deutschen Politik mit Mißtrauen begegnen; denn die deutsche Regierung hat trotz aller an sie ergangenen Warnungen und Vorstellungen eigentlich alles verabsäumt, was in den polnisch-sprechenden Oberschlesien den Glauben an den ernststen Willen, den ultra-polnischen Charakter des ober-schlesischen Volkes theoretisch und praktisch anzuerkennen, erwecken konnte. Die Herrschaft der Hölzlinge bedeutet hierin den Gipfel der den Deutschen nachgerühmten Unfähigkeit und Schwermüdigkeit. Völler richtig zu behandeln. Die Methoden, die der ehemalige Stappenselbsterlöser im Jahre 1917 gegenüber den Zigeunern, Tataren und Rumänen der Dobrußa angewandt hat und die schon im besten Gebiete nicht sonderlich geeigneter waren, das deutsche Ansehen zu fördern, haben in Oberschlesien ihren Zweck ganz und gar verfehlt. Die deutsche Regierung kann sich in der Tat bei dem ehemaligen Staatskommissar bedanken, wenn ihr durch die planmäßige großpolnische Agitation schon stark untergrabener Kredit besonders bei den polnisch-sprechenden Oberschlesiern noch vollends geschwunden ist.

Das heute in zwei Lager geschiedene ober-schlesische Volk ist nun gemäß den Bestimmungen des Friedensvertrages berufen, die Entscheidung über seine politische Zukunft selbst zu treffen. Es kann seine Stimme Deutschland wie Polen geben. Wofür nun wird es sich entscheiden? Das ist eine bange und schicksalsschwere Frage.

Auf der einen Seite hoffen die Deutschen im Vertrauen auf die Stimmen der im Reich gestreut wohnenden Oberschlesier auf ihren Sieg mit Bestimmtheit, auf der anderen triumphieren die Polen, sie hätten Oberschlesien schon längst in der Tasche; der ihnen allerdings unangenehme Volksabstimmung sei nur ein formeller Charakter beigemessen. Die Skrupellosigkeit ihrer mit Terror und allen möglichen verlegenden Mitteln arbeitenden Methoden ließen zeitweise befürchten, daß sie ihren Sieg über das eingeschüchterte, in auffälliger Apathie verfallende Deutschtum davontragen sollten. Doch, da dem ober-schlesischen Volksscharakter jeder Hypernationalismus fernliegt, er sei nun allbeutiger oder polnischer Herkunft, darf erwartet werden, daß der Oberschlesier, wenn er sein Herz und seinen Kopf so mühsam wägenden Verstand nur für einige Stunden auf Eis legt, sich den Argumenten nicht wird verschließen können, denen er es auch nur nach oberflächlicher Prüfung anmerkt, daß sie die einzig richtigen sind, die für sein Handeln verbindlich sein müssen. Es sind das aber die

Argumente des rein ober-schlesischen Interessenstandpunktes. Zu ihrer Gesamtheit bilden sie die Voraussetzungen der freitronenden Schlußfolgerung:

Oberschlesien muß ein unter die Garantie des Völkerbundes gestellter neutraler Freistaat werden.

Die für diese politische Lösung bestimmend wirkenden Richtlinien sind

- 1) wirtschaftlicher,
- 2) völkischer Natur.

Wirtschaftlich ist Oberschlesien auf Deutschland angewiesen. Die Ober als Hauptverkehrsader weist den Oberschlesier schon rein geographisch nach dem Hauptabgabebereich seiner Industrie hin. Von der in Oberschlesien geförderten Kohle kann Deutschland, das durch den Friedensvertrag von Versailles so stark verkleinert wurde, immer noch 10 Millionen Tonnen abnehmen. Gegen ein Oberschlesien bei Polen würde Deutschland seine Grenzen verschließen und seinen Kohlenbedarf aus den übrigen Kohlenrevieren (den westfälischen, sächsischen, nieder-schlesischen) ohne besondere Schwierigkeiten zu decken imstande sein. Oberschlesien hätte aber dann kein Abgabebereich für seine Kohle, auf dem es konkurrenzfähig bliebe, die Förderung müßte notgedrungen zurückgehen. Das wäre gleichbedeutend mit dem Ruin von 50 bis 60 000 Arbeitern und ihrer Familien. Die ober-schlesische Eigenindustrie, die ihr Rohmaterial hauptsächlich aus Deutschland und Schweden bezieht, exportierte ihre Halb- und Fertigfabrikate mit Vorzugsstarren zum größten Teile nach Deutschland. Einem Oberschlesien bei Polen müßte das gegen Deutschland den natürlichen Abgabemarkt im Interesse seiner eigenen Eigenindustrie verschließen. Der Eisenbedarf Polens ist aber nachweislich pro Kopf der Bevölkerung im Vergleich mit Deutschland äußerst gering.

Gegenüber für Deutschland, ist Oberschlesien auch für Polen kein unbedingtes Lebensbedürfnis; denn die Kohlenvorräte von Dombrowa und Galzitz und die mächtigen Braunkohlenvorkommen decken den Bedarf Polens und seiner Industrie für Jahrzehnte voll und erlauben ihm sogar noch eine großzügige Ausfuhr nach dem Osten, wo die Dombrowaer Steinkohle der russischen Donzohle erfolgreich Konkurrenz zu leisten vermöchte, was der ober-schlesischen Kohle der erhöhten Fracht wegen nicht gelingen würde, es müßte denn gerade ihre Konkurrenzfähigkeit durch eine Herabminderung des Lohnsatzes der ober-schlesischen Grubenarbeiter erzwingen werden. Der Norden von Polen wird seine Kohle auf dem billigeren Seewege von England beziehen müssen. Als Rohmateriallieferant kommt Polen dagegen für Oberschlesien nur in sehr beschränktem Maße in Frage, von Altschlesien ganz abgesehen, das Oberschlesien ausschließlich aus Deutschland bezog. Die ober-schlesische Eigenindustrie wäre also bei Polen infolge Mangel an genügenden Abgabemöglichkeiten dem Untergange geweiht.

Von der Tschechoslowakei gilt, daß sie auf Oberschlesien direkt angewiesen ist. Ihre industrielle Weltung in Mitteleuropa hängt von der hochentwickelten Textilindustrie ab, die für ihre Zwecke ausschließlich nur Flammkohle verwenden kann. Da die Tschechoslowakei aber nur Badkohl produziert, ist sie von dem Bezug der in Oberschlesien vorhandenen Flammkohle ein für alle Male unbedingt abhängig; denn der Bezug der notwendigen Flammkohle aus dem rheinisch-westfälischen Kohlenrevier würde die Textilherzeugnisse der Tschechoslowakei infolge der erhöhten Kohlentransportkosten derartig belasten, daß sie als Konkurrent auf dem mitteleuropäischen Textilmarkt ausfallen müßte. Es bedarf nach dem Gesagten keines besonderen Hinweises darauf, daß also die Tschechoslowakei an dem politischen Schicksale Oberschlesiens unmittelbar interessiert ist. Berücksichtigt man das Realitätsverhältnis zwischen der Tschechoslowakei und Polen, so ergibt sich, daß ein Oberschlesien bei Polen mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Tschechoslowakei von Polen gleichbedeutend ist. In dieser kurzen Andeutung allein liegt ein neues schwerwiegendes Problem.

Der wirtschaftliche Schwerpunkt Oberschlesiens wird aber durch seine

einzigartige Zentralstellung

bedingt. Nicht im Osten liegt die Zukunft Oberschlesiens, der für dieses Land nur die Bedeutung eines Nebenabgabebereiches hat, sondern in seiner zentralen zwischenstaatlichen Stellung als Bindeglied zwischen dem Deutschen, den Donaufürstentümern und Polen, als der großen Achse des zukünftigen Donau-Oderkanals, der im weiteren Sinne die Verbindung zwischen Ostsee und Mittelmeer abgeben würde. Oberschlesien würde der

die große Kohlenzentrale

bilden, die neben Deutschland und Polen die auf dem Boden der alten österreichisch-ungarischen Monarchie entstandenen Nationalstaaten, besonders die industrielle sich so rasch entwickelnde Tschechoslowakei, versorgen könnte. War bis dahin der Schwerpunkt der Abgabemöglichkeiten zum Nachteile der Entwicklung Oberschlesiens etwas einseitig nach Deutschland verschoben, so sind in Zukunft die Donaufürstentümer berufen, für Oberschlesien ein Abgabebereich seiner Kohlen und Industrieprodukte von der Bedeutung Deutschlands zu werden. Die Wasserverbindung zwischen Donau und Oder ist von der Natur geradezu vorgezeichnet und unter Benutzung des Wassers der Odra, inwieweit zu ermöglichen. Der Durchschiff des Rasses von Jablunka dürfte für unternehmungslustigen Ingenieurgeist kein bedeutendes Hindernis bilden. Die Verwirklichung dieses von der österreichisch-ungarischen Regierung schon früher einmal geplanten Projektes müßte ungeahnte Wirtschaftsmöglichkeiten erschließen. Eingegen stößt eine Wasserverbindung zwischen Ober und Weichsel wegen der Wasserarmut des zu überquerenden Zwischengeländes und der polnischen Zurschaufungen auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Solange Oberschlesien zu Deutschland gehört, ist durch die Ober als die natürliche Wasserader, die Richtung seiner wirtschaftlichen Orientierung von selbst gegeben. Ein Oberschlesien als Grenzland bei Polen wird aber künstlich von dieser natürlichen Richtung abgedrängt, während der Donau-Oderkanal die schon gegebene wirtschaftliche Orientierung Oberschlesiens nach Deutschland noch nach den Donaufürstentümern hin erweitert.

Je großzügiger und unbefangener von nationalem Chauvinismus die ober-schlesische Frage gefaßt wird, desto glücklicher wird diese Lösung in erster Linie für den Oberschlesier und dann für alle Anliegerstaaten ausfallen. An diesem Werke mitzuarbeiten, muß der Stolz jedes Oberschlesiens deutscher und polnischer Zunge sein. Hier müssen alle trennenden Momente hinterangestellt werden. Der Oberschlesier aber soll sich dessen mit vollem Ernste bewußt werden, daß die sich ihm heute bietende Gelegenheit zur vollkommenen Lösung seiner Schicksalsfrage im Völkerleben nicht so leicht zum zweiten Male wiederkehrt.

Ganz und gar im Gegenteile zu dieser großzügigen Lösung der ober-schlesischen Frage steht jene, die eine Teilung Oberschlesiens in das Reich der Möglichkeit, ja auch nur in Erwägung zieht, weil ihr zu sehr der Stempel der Kurzsichtigkeit auf der Stirn geschrieben steht. Wer eine solche Lösung auch nur im entferntesten erwägt, handelt bewußt gegen das Wohl Oberschlesiens und der Oberschlesier. Es muß mit aller Entschiedenheit der Nachdruck auf die beiden Begriffe der

Einheit und Anteilbarkeit

Oberschlesiens gelegt werden. Oberschlesien bildet eine organisch zusammenhängende komplizierte Wirtschaftseinheit, die nur zum Unglück des Landes durch eine nationalen Gesichtspunkten zuliebe gezogene Trennungslinie zerrissen werden kann. Die einzelnen Industriezweige bedingen sich so sehr gegenseitig und sind als Ganzes wiederum von den Kohlenrevieren derartig abhängig, daß der Gedanke an eine Teilung Oberschlesiens einer Sprachmehrfachheit zuliebe sich als der denkbar größte Mißgriff von selbst verbietet. Wer die tein-deutschen Kreise aber von den gemischtsprachigen trennt, beraubt das Industriegebiet nicht eines unwesentlichen Anzuges, sondern nimmt ihm seine Kammer. Eine derartige Lösung der ober-schlesischen Frage kann im Rate der Völker unmöglich beschlossene sein. Der tote Buchstabe des Friedensvertrages von Versailles darf uns daher nicht hindern, vor alle Welt laut und freierlich mit unserer Argumentation als dem Ausdruck einer von wahrer Liebe zum ober-schlesischen Volke und seiner Zukunft diktierten Forderung hinzutreten! Dem toten Buchstaben des Friedensvertrages wollen und müssen wir im gegebenen Augenblicke die Existenzbedingungen unseres Gesamtvolkes und der Gesamtwirtschaft als das Postulat des warmen pulsierenden Lebens entgegenstellen.

Was nun die völkischen Richtlinien betrifft, die bei der Lösung der ober-schlesischen Frage zu berücksichtigen sind, so ist die Gewähr für ein dauerndes friedliches Miteinanderleben aller Oberschlesier nur gegeben, wenn man das ober-schlesische Volk, also die polnisch- und deutsch-sprechenden Oberschlesier, als das, was sie historisch geworden sind, nämlich als die Stammes- und blutsverwandten Kinder einer großen Familie anerkennt und behandelt. Die Sprache bedingt nur eine rein äußerliche Scheidung; die jahrhundertelange Blutsverwandtschaft aber bildet den festen Kitt bei der Sprachengruppen. Jede Politik der Zurückziehung eines Teiles auf Kosten des anderen ist in

Zukunft zu vermeiden und, soweit sie der Vergangenheit angehört, als ein schwerer Mißgriff zu verwerfen. Wie hinter die Germanisierungsmethoden unseligen Angebens ein dicker Strich zu ziehen ist, soll uns künftighin aber auch keine Polonisierung beglücken. Der Oberschlesier soll im freien unabhängigen Oberschlesien ohne den Nachweis der von seiner „Zuerkennung“ nach der einen oder der anderen Seite hin abhängigen gemachten Qualifikation zur Mitverwaltung seines Landes herangezogen werden. Nur auf der Grundlage der völligen Gleichberechtigung in der Verwaltung der ober-schlesischen Gesamtinteressen ist der versöhnende Ausgleich beider Volksteile möglich. Wenn der Oberschlesier in Zukunft seine Geschichte selbst leitet, ist er nicht auf vage Versprechungen der einen oder der anderen Seite angewiesen, von denen erfahrungsgemäß nur sehr wenig gehalten wird. Über besondere Bevorzugung bei Preußen brauchte der Oberschlesier sich nicht zu beklagen, den berauschenden Versprechungen der polnischen Zukunft gegenüber aber hat er erst recht allen Anlaß, eine starke Dosis Skepsis entgegenzubringen. Einen polnischen Imperialismus und Militarismus, mit dem unvermeidlichen Nationalismus verbunden, gegen den abgeschüttelten preussischen einzutauschen, bedeutet für den Oberschlesier kein Glück. Der erlebte deutsche Fatalismus dürfte nur einem polnischen Platz machen. Es muß ferner stark bezweifelt werden, ob der Oberschlesier in Warschau für genug zuverlässig bei der Befestigung der Beamtenposten befunden werden würde, oder ob nicht vielmehr, wie auf der Hand liegt, die Staatsicherheit (das alles natürlich unter dem Deckmantel des Rechts und der Garantien) die Bestallung mit den einigermaßen einflussreichen Beamtenstellen ihre Befestigung mit konzeptionsreichen oder galizischen Polen erforderlich machen würde, oder allenfalls mit jenen Oberschlesiern, die schon seit jeher die Seele der großpolnischen Agitation in Oberschlesien gewesen sind. Man wird gewiß den polnisch- und den deutschsprechenden Oberschlesier im Kampfe gegeneinander auszuwählen wissen, um ihn nicht merken zu lassen, welche traurige Rolle ihm von seinem neuen Herrn zugebadet wurde. Oberschlesier, deutscher und polnischer Zunge, die Freiheit, die wir uns selbst im ober-schlesischen Freistaate, schenken, ist von dem uns zugebadeten Danaergeschenkwesenlich verschieden.

In diesen Ausführungen ist in großen Zügen das Programm des „Bundes der Oberschlesier“ enthalten, der bereits seit dem Ausbruch der Revolution die wahren Interessen aller Oberschlesier in großzügiger Weise vertreten hat.

Polnische Politiker.

Von den anderen polnischen Politikern sind besonders hervorgetreten:

Stęcki, Jan, geb. 1871. Er besuchte das Gymnasium in Warschau und studierte dann an der Warschauer Universität Medizin. Hierauf begab er sich zu nationaldemokratischen Studien nach Bonn. Nach der Rückkehr in die Heimat trat er in die Redaktion der radikalen Zeitschrift „Głos“ ein. War auch wissenschaftlich auf volkswirtschaftlichem Gebiete tätig und veröffentlichte einschlägige Arbeiten in den Zeitschriften „Kracon“ und „Dziennik“. Er gab ein Lehrbuch: „Die allgemeinen Grundlagen der Nationalökonomie“ heraus und überlegte einige Werte Herbert Spencers ins Polnische. Er gehörte zu den bedeutendsten Führern der Nationaldemokratie und wurde als solcher in die erste und zweite Duma gewählt, wo er sich als Redner hervortat. 1907 vertrat er in der zweiten Duma den vom Klubliberalen eingebrachten Entwurf der Autonomie des Königreiches Polen. Die ihm angetragene Kandidatur für die dritte und vierte Duma hat er nicht angenommen. — Während des Krieges spielte Stęcki eine führende Rolle im sozialen und wirtschaftlichen Leben des österreichisch-ungarischen Okkupationsgebietes. Er war Präsident des landwirtschaftlichen Vereins in Lublin, Ausschussmitglied des Haupt-Nutungsamtes im österreichisch-ungarischen Okkupationsgebiet und Präsident des Landwirtschaftsrates in Lublin. — Im Laufe des Krieges näherte er sich dem Mikibismus. 1917 verließ er formell die Nationaldemokratische Partei. Er war Mitglied der Kommission, die das Statut des Landwirtschaftsrates ausgearbeitet hat. Im Kabinett Rudziszewski war er Minister des Innern und denselben Posten übernahm er im Kabinett Sieczkowski. Stęcki gehört zu den bedeutendsten und einflussreichsten Politikern im Königreich Polen.

Śliwinski, Artur, geb. 1877 im Gouvernement Warschau, ist namhafter Historiker, Führer der radikalen Intelligenz, Präsident der „Partei der nationalen Unabhängigkeit“. Er absolvierte 1898 die Mittelschule in Łódź, bezog dann die Handelsakademie in Leipzig, die er 1901 beendete. Von seinen Reisen durch Europa zurückgekehrt, widmete er sich der publizistischen und literarischen Arbeit. 1905 gründete er in Wien eine Zeitschrift von radikalem Charakter, welche er während des Jahres 1906 leitete. Wegen Zensurschwierigkeiten unterbrach er seine Tätigkeit und kehrte in die Heimat zurück, wo er Vizepräsident des Warschauer „Bereins der Schriftsteller und Journalisten“ wurde. Er veröffentlichte eine Reihe historischer Arbeiten: „Mikiewicz als Politiker“, „Marjan Mochnacki“, der „November-Aufstand“, der „Kosciuszko-Aufstand“, „Jochim Zelinski“. — In den Warschauer Stadtrat gewählt, wurde er Vizepräsident desselben. Im „Provisorischen Staatsrat“ war er Sekretär des Exekutivsausschusses. 1916 war er Obmann des Zentralen Nationalkomitees, das sämtliche Unabhängigkeitsparteien umfaßte.

Struśki, Władysław, der geistige Führer und Schöpfer des Mikibismus, geb. 1862 in Danaburg als Sohn der Mikibistischen Familie der Giesberts, die seit dem Anfang des XVII. Jahrhunderts im Gouvernement Minsk ansässig waren. Sein Vater war Richter, verlor jedoch seine Stellung nach dem Ausbruch des Aufstandes von 1863 und wurde später Bürgermeister von Danaburg. — Nach Absolvierung der Mittelschule in Danaburg, studierte Wład.

nisi Jura an der Warschauer Universität und nahm regen Anteil an sozialistischen Organisationen. 1884 wurde er festgenommen und nach einjähriger Haft in der Warschauer Zitadelle nach Danaburg verschickt. 1890 wurde er wiederum von der russischen Regierung verhaftet und nach Sibirien verschickt. 1894 ließ er sich in Tobolsk nieder und nach Erlangung der Rechte eines Privatadvokaten, trat er als Verteidiger in Strafprozessen auf. Gleichzeitig lieferte er juristische Beiträge für sibirische Fachzeitschriften. 1896 kehrte er nach Warschau zurück und veröffentlichte ein Buch „Współczesna Sibiria“ (das gegenwärtige Sibirien) über die in Deutschland unter dem Titel „Wahrheit über Sibirien“. 1899 veröffentlichte er ein Buch über die Schweiz und später ein Werk über Finnland. 1898 begab er sich zwecks weiterer Studien nach Wien und nahm wieder Anteil an der polnischen sozialistischen Bewegung als Mitglied des Zentralkomitees des ausländischen Verbandes der P. P. S. Er war auch Redaktionsmitglied der in London erscheinenden sozialistischen Monatschrift „Przeglad“. 1899 hörte er die Vorlesung des Prof. Jellinek in Heidelberg; dann begibt er sich auf weitere Studien nach der Schweiz und nach Wien, danach nach London. Infolge eines durch seine Stellung zur Nationalitätenfrage entstandenen Konfliktes trat er 1900 aus der P. P. S. aus. Nachdem er Władysław Władysław, den Schöpfer der polnischen Volkspartei von der Richtigkeit seines Programms, das u. a. die Sonderstellung Galiziens berücksichtigte, überzeugt hatte, trat er dieser Partei sowie der Redaktion des „Kurier Wprost“ bei, wo er bis 1902 verblieb. Infolge Meinungsverschiedenheiten verließ er diese Partei und trat der National-Demokratie bei und war als Theoretiker und Publizist in den Organen dieser Partei in den Lemberger Zeitschriften: „Słowo Polskie“ und „Przeglad Wschodni“ tätig. Gleichzeitig war er Mitbegründer der Schule für Politische Wissenschaften in Lemberg, wo er eine Reihe Vorlesungen über die russische Staatsverfassung hielt, die dann in Buchform erschienen sind. Seit dem japanisch-russischen Kriege verbreitete sich die Idee des bewaffneten Kampfes im Königreich Polen, im Falle eines Konfliktes zwischen Rußland und Österreich und verließ deswegen die P. P. S. Nach Ausbruch der Revolution in Rußland im Jahre 1905 gab er in Petersburg die Zeitschrift „Narod a Państwo“ heraus, in welcher er das Programm der polnischen Staatlichkeit entwickelte. Nach Suspension dieser Zeitschrift durch die russische Regierung legte er seine Arbeit zusammen mit Z. Grzegorzewski in mehreren, ebenfalls der Reihe nach eingestellten Zeitschriften, der „Sprawa Polska“, „Myśl Polityczna“ und „Rokum Separatum“ fort, wodurch er zur Entstehung der sogenannten „Sejstion“ aus der P. P. S. beigetragen hat. Im Jahre 1908 wurde er Mitarbeiter des „Goniec Warszawski“, doch war er bald gezwungen, das Königreich Polen zu verlassen. Er siedelte nach Galizien über und verbreitete hier den Gedanken der Vorbereitung zum bewaffneten Kampf mit Rußland für den Fall des Ausbruchs des europäischen Krieges. Sein Hauptwerk ist: „Sprawa Polska“ (Die polnische Frage). 1910 ging er nach den Vereinigten Staaten und entwickelte auf dem Polnischkongress das Programm des bewaffneten Kampfes mit Rußland; 1911 lehrte er in die Heimat zurück und verbreitete weiter seine Lösung u. a. in der Zeitschrift „Wielki Nowy“. Nach Ausbruch des ersten Balkankrieges begab er sich nach Budapest und gab dort die „Denkschrift für ungarische Staatsmänner“ als Manuskript heraus, in welcher er bewies, daß die Lösung Polens von Rußland im Interesse Ungarns liegt. Dasselbe machte er in Wien. — Mit dem Ausbruch des Weltkrieges schloß er sich zunächst der militärischen Aktion Polens an; dann entwickelte er eine sieberhafte Tätigkeit in der Richtung des Wiederaufbaus des polnischen Staates unter Beihilfe der Zentralmächte, insbesondere im Bündnis mit Deutschland. Nach der Einnahme Warschaws durch die deutschen Truppen arbeitete er anfänglich im „Goniec“. 1916 gründete er den „Club der Anhänger des polnischen Staatswesens“. Im provisorischen Staatsrat vertrat er die streng-aktivistische Richtung und trat für die Bildung einer polnischen Armee, die nach während des Krieges an der Seite der Zentralmächte an demselben teilnehmen sollte, ein. Seit Januar 1918 gibt er „Narod a Państwo“ heraus, im April wurde er zum Mitglied des Staatrates ernannt. Im Staatsrat schloß er sich der Staatspartei an, trat dann aber aus der Partei aus und zwar infolge der gegen ihn durch die P. P. S. gerichteten Anklage wegen eines von ihm angeblich geplanten Staatsvertrages gegen den Regentensatzrat. Zuletzt bekämpfte er heftig im Staatsrat und als Publizist die Politik des Regentensatzrates und des polnischen Ministeriums und warf ihnen zu wenig Enthusiasmus in aktivistischer Richtung vor. Wegen seiner Forderung nach einem festen und dauernden Bündnis Polens mit Deutschland wurde er in polnischen Kreisen stark angefeindet.

Stęczyński, Jan Kanth, geb. 1861 in Galizien. Nach Beendigung der Universitätsstudien darselbst wurde er Advokat und praktizierte in Lemberg. Zugleich ist er Großgrundbesitzer in Pilzno in Galizien. Zur Zeit des drohenden Zusammenbruchs der galizischen Landesfasse wurde ihm 1899 die Stellung des Direktors dieser Institution übertragen, wobei er die Aufgabe hatte, die Geschäfte der Petrolumproduzentenfirma Wolski und Ordynowski zu liquidieren. 1906 wurde er Direktor der Lemberger Filiale der österreichischen Kreditanstalt für Handel und Gewerbe, 1913 Direktor der galizischen Landbank. Seit 1915 fungiert Dr. Stęczyński als Vorsitzender der Direktion der galizischen Kriegskreditanstalt in Krakau. Außerdem ist er Präsident der Landeszentralbank für landwirtschaftliche Genossenschaften in Lemberg, sowie Präsident und Verwaltungsrat bei verschiedenen Industrieunternehmen in Galizien. Später wurde er Mitglied des Aufsichtsrates der Landbank in Warschau. — 1917 wurde er als erbliches Mitglied in das österreichische Herrenhaus berufen. Im März 1918 wurde er polnischer Ministerpräsident und Finanzminister.

Świechowski, Józef, geb. 1868 im Dorfe Monice im Bezirk Łopatów (im österreichisch-ungarischen Okkupationsgebiet) als Sohn eines Gutbesizers; das Gymnasium besuchte er in Radom, worauf er an der Warschauer Universi-

tät Medizin studierte. 1892 erlangte er den medizinischen Doktorgrad; worauf er sein ärztliches Wissen in Berlin und in Gießen vervollständigte. Nach Warschau zurückgekehrt, übte er hier eine Zeitlang die ärztliche Praxis aus; nachdem er geheiratet hatte, ließ er sich auf seinem Gute Zeleniewo nieder und widmete sich der Landwirtschaft. Bald wurde er zum Präsidenten der Radomer Landwirtschaftlichen Gesellschaft, in der dem Revolutionsjahr 1905 vorangehenden Zeit betätigte er sich in der Politik als Mitglied der nationaldemokratischen Partei, und wurde 1906 aus dem Radomer Lande in die erste Duma als National-Demokrat gewählt. Seitdem ist er jedesmal in die Duma gewählt worden und gehörte zu den bedeutendsten Mitgliedern des Parlamentes in Petersburg. Unmittelbar vor dem Kriege, im Jahre 1914, legte er sein Mandat als Dumaabgeordneter aus Gesundheitsrücksichten nieder. Gegenwärtig ist er Mitglied des Komitees des Landwirtschaftlichen Zentralvereins im Königreich Polen. Im März wurde er wiederholt als Kandidat für das Ministerpräsidium genannt. Im April 1918 wurde er zum Staatsrat gewählt, wo er als Wortführer und Vorsitzender des Interparteilichen Klubs eine hervorragende Rolle spielt.

Politikus.

Die Schule in Oberschlesien und ihr Einfluß.

Ein Beitrag zu ihrer jetzigen und künftigen Gestaltung.

Von Bergbach.

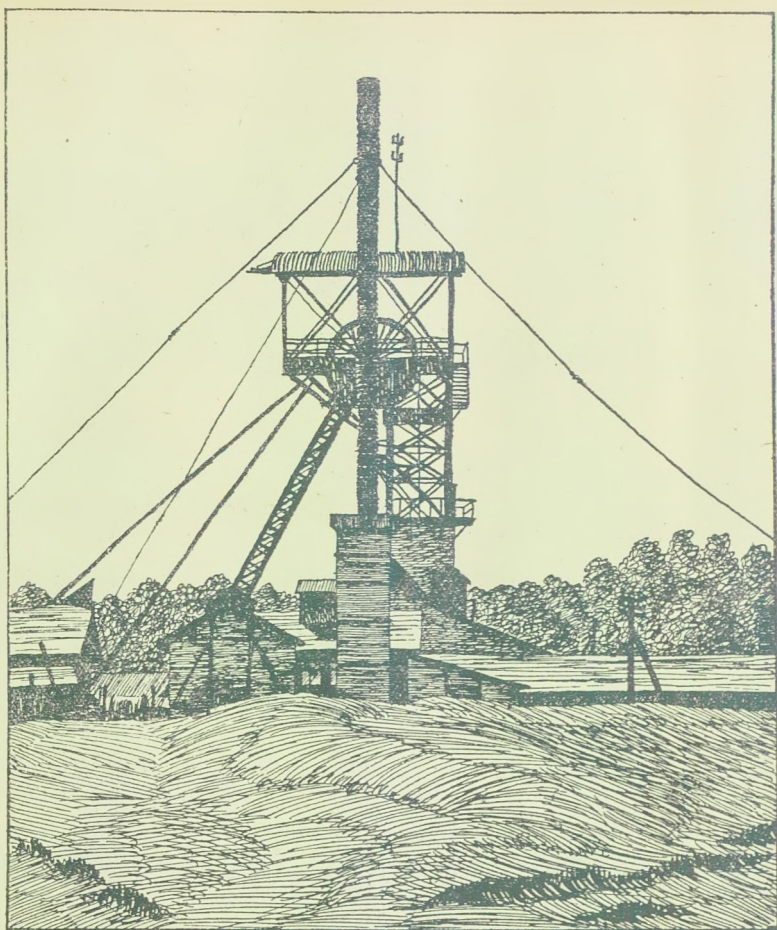
Um das Verständnis nachstehender Gedanken zu ermöglichen, muß ihre Entstehungsgeschichte kurz behandelt werden.

Im Verlauf meiner praktischen Tätigkeit als Volkserzieher in Oberschlesien verdingte sich die folgenden Ausführungen zu immer steigender Klarheit. Niedergeschrieben wurden sie November 1918, als sich nach der Revolution ein Weg zu ihrer praktischen Verwirklichung zeigte. Für den Druck jedoch war die deutsche Presse Oberschlesiens noch zu „vorurteilig“. Erst heute ist den Darlegungen, die nur Anspruch auf Anregung, ja nicht auf allseitige Beleuchtung, erheben, der Weg in die Öffentlichkeit beschienen. Sie gelangen, wie in der ersten Niederschrift vor einem Jahre vorliegend, zum Abdruck. Einige aus den Tatsachen notwendige Ergänzungen sind zum Schluß angefügt.

Seit 1763 gehört Oberschlesien zu Preußen. Schon im ersten Jahrhundert seiner Einverleibung in den jungen Staat Friedrichs des Großen sehen wir Männer wie Lompa, Bogdan, Schaffranek um die Rechte der Oberschlesier, zu denen auch die Zugenbildung in der angestammten Sprache gehört, kämpfen. Der schwankende, aber doch milde zu nennende politische Kurs, der Oberschlesiens Gestaltung bestimmte, erfuhr einen jähen Wechsel, als nach dem glücklichen Ausgang des französischen Krieges eine feste Faust griff und Oberschlesien endgültig als ein zu germanisierendes Land bestimmte. Damit war auch der bisher polnischen oder polnisch und deutschen Unterrichtssprache das Urteil gesprochen. Die deutsche Sprache wurde als die alleinige eingeführt. Nicht einmal ein bis zwei Stunden wöchentlich sah der neue Unterrichtsplan vor, um die Schulfinder in das Schreib- und Leseverständnis ihrer Muttersprache einzuführen. Auch die fakultative Angliederung derselben war unterblieben. Wie notwendig dieses mindeste Zugeständnis gewesen wäre, davon kann jeder Geistliche, der bei der Erteilung des Beicht- und Kommunionunterrichtes, der in der Muttersprache gestaltet ist, auf Mißhille eines Katholizismus in polnischer Sprache angewiesen ist, ein Lied singen. In der Praxis stellte sich auch heraus, daß die Vergiftung, den Religionenunterricht im 1. und 2. Schuljahr unter Heranziehung der Muttersprache erteilen zu dürfen, eine taube Ruß war. Jeder, der in der Lage gewesen ist, Religionsunterricht auf der Unterstufe zu geben, hat die Erfahrung gemacht, daß damit das Übel nur verschoben, nicht aufgehoben ist. Denn sämtliche Grundbegriffe, auf denen der spätere deutsche Religionsunterricht der Mittel- und Oberstufe aufbaut, müssen dann naturgemäß noch einmal in deutscher Sprache zusammenhängend behandelt werden. So werden der religiöse Unterricht und seine praktischen Wirkungen erschwert, verzögert, teilweise aufgehoben.

Damit ist eines der Übel kurz beleuchtet, das in der Ausschaltung der Muttersprache begründet ist. Bervachten wir nun ein anderes.

Man bedenke, daß alle anderen Unterrichts-fächer völlig deutsch erteilt werden müssen. Was das für die geistige Förderung schätzbarer Knaben und Mädchen bedeutet, die, abgesehen von den größeren Industrieorten, keines deutschen Wortes mächtig sind, kann nur der voll erkennen, der einmal in diesem Betriebe gestanden hat mit dem christlichen Willen, die ihm anvertrauten jungen Seelen emporzubilden. Um so größer ist die Schädigung für die Kinder, da die Seele Oberschlesiens durch seine eigenartige geschichtliche Vergangenheit und wirtschaftlichen Verhältnisse stumpf und dumpf geblieben ist, also besonders tieferer Pflege unter Heranziehung aller Faktoren bedürftig, die geeignet wären, das Denken und damit die Formung seiner Seele zu erleichtern. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Oberschlesier weder deutsch noch polnisch in Wort und Schrift beherrscht. Er ist zwar kein Analphabet, aber in gewisser Beziehung noch schlimmer daran, da in ihm durch die, wenn auch nicht genügende Schulung das Bildungsbedürfnis geweckt, andererseits aber ihm dessen Befriedigung in ausreichender Weise unmöglich gemacht ist. Der tiefste Zweifelpunkt, der hierdurch erzeugt wird, ist für das ober-schlesische Volk, unterschiedlich vom Polen, der trotz der deutschen Schule sich die Fortbildung seiner Muttersprache in etwa zu wahren wußte, kennzeichnend. Seine geistigen Ausdrucksmöglichkeiten liegen weder auf deutschem noch polnischem Sprachgebiet. Damit ist ihm die Möglichkeit, zur geistigen Durchbildung und Klarheit zu kommen, verschlossen. So wurde der Oberschlesier trotz der deutschen Schule, deren Vorzüglichkeit vor der älteren polnischen kaum anzuzweifeln ist, jener Zweifelsprache im ungünstigen Sinne, der sich von seinen Stammes-



Schacht bei Königshütte. Von A. Mirau.

brüdern in Krakau und Warchau und auch von denen in Posen scharf untercheidet.

Ein furchtbares Bild, welchen Schaden die Zurücksetzung der Muttersprache anrichtet, geben die Ziffern über die Übereinstimmung des Schuljahres mit dem Lebensjahre. Wenn in ländlichen Schulen eines polnischen Kreises in Oberschlesien Jahr für Jahr nur $\frac{1}{3}$, selten $\frac{1}{2}$ der Schülerzahl jeder Klasse der Schule das vorchristliche Alter besitzt, die übrige Hälfte oder meist $\frac{2}{3}$ aber bis zu 3 Jahren älter sind, also das Klassenziel nicht erreichen, ja, dann müssen doch Ursachen dazu vorliegen! Da sie nicht in mangelhaften Lehrkräften liegen, man auch noch keine Beweise für die Bildungsmöglichkeit des ober-schlesischen Kindes erbracht hat, so sind diese erschreckenden Zahlen nur aus der Verbannung der Muttersprache aus der Schule und dem Verlagen der einseitigen Verstandeschule auf die gemüthlich anzugreifende ober-schlesische Volksseele zu erklären, die jetzt kurz erwähnt werden soll.

Wenn vorhin die Vorzüglichkeit der deutschen Schule betont wurde, so soll damit keineswegs ihre Unantastbarkeit dokumentiert werden. Im Gegenteil! Ein weiterer Mangel, der das ober-schlesische Volk mehr als die rein deutschen Stämme schädigte, ist der aus-schließlich verstandesmäßige Gesichtspunkt, der bei der Aufstellung der Pläne für die preussische Schule, auch für die der Volksschule, maßgebend war. Es erübrigt, in anbeacht der Literatur, die hierüber vorliegt, näher auf diesen Punkt einzugehen. Auerkannt pädagogische Führer, vor allem Fr. W. Förster, haben diese Verfehrtheit, die auf die einseitige Durchdringung des geistigen Deutschland mit kantischen Ideen zurückzuführen ist, ge-geißelt. Hier soll nur herausgestellt werden, warum die preussische Verstandeschule gerade für Oberschlesien verhängnisvoll wurde. Die ober-schlesische Seele ist zuerst und am meisten durch Gemütsbewegungen zu beeinflussen. Durch das Gemüt kann die slawische Seele zur geistigen Reife und damit auch zu willentlichen Entscheidungen gedrängt werden, während die germanische Psyche in ihrem jetzt vorliegenden Entwicklungsstand intellektuell-gemüthlich geschult werden kann. Weil man den germanischen Bildungsweg fraglos auf die Erziehung der Slaven übertrug, erschwerte man ihre geistige Formung sehr. Wenn man noch bedenkt, daß dieses Schulsystem für Deutschlands höhere Schulen einige Berechtigung haben kann, so ist es doch für die polnische Bevölkerung Oberschlesiens, für die als Bildungskraften fast nur Volksschulen in Betracht kommen, ganz zu verwerfen; denn hier handelt es sich nur um Kinder vom 6. bis 14. Lebensjahre. Und für Kinder, ob germanisch oder slawisch oder romanisch, gilt durchweg das psychologische Gesetz: Durch das Herz, Gemüt zum Intellekt und Willen! Deshalb ist die Sünde der einseitig verstandesmäßig gerichteten Schule für Oberschlesien größer als für irgend ein anderes Gebiet Deutschlands. Die Übertragung der einseitigen Verstandesbildung der preussischen Schule auf Oberschlesien ist neben dem Verzicht auf die Muttersprache als Unterrichtssprache das Grundübel in der Schulfrage Oberschlesiens.

Von einsichtigen Schulmännern, die in der Schulpraxis in Oberschlesien stehen und vertiefte Geistes- und Herzensbildung besitzen, um die Ursachen der kulturellen Rückständigkeit, zum mindesten Schwerfälligkeit des Oberschlesiers, aufzufinden, von Männern und Frauen, die den schwerwiegenden Einfluß der Schule auf Erziehung zu beurteilen wissen,

sollte in Kreiskonferenzen oder größeren Tagungen, die den Anregungen eines zu diesem Zwecke gebildeten Hauptausschusses folgen und die diesem hinwiederum auch Material für die Aufstellung seiner Richtlinien an die Hand geben, die Struktur eines neuen Schulsystems, das der Eigenart der ober-schlesischen Seele angepaßt ist, festgelegt werden. Viel Arbeit ist aber zuerst zu leisten, um die Unzulänglichkeit der ober-schlesischen Schule, die zwar in weiten Kreisen empfunden, aber nicht genügend auf ihre wahren Ursachen zurückgeführt wird, aufzudecken und recht deutlich zum Bewußtsein zu bringen.

Wenn jetzt kurz die praktischen Folgen gekennzeichnet werden sollen, die die so beschaffene Schule in Oberschlesien gezeitigt hat, so ist dies im wesentlichen schon in obiger Darlegung des Systems geschehen. Aus dem mangelhaften Religionsunterricht folgt z. B. das Fehlen des praktischen Christentums, das man den Polen allgemein vorwirft. Die unverständliche Unterrichtssprache ist nicht geeignet, die geistige Vernachlässigung der Oberschlesier in den vergangenen Jahrhunderten genügend aufzuheben. Vor allem aber stehen die Mühen und die Sorgfalt, die der ober-schlesische Lehrer aufwenden muß und tatsächlich auch aufwendet, in keinem Verhältnis zu den mangelhaften Erfolgen. Das werden die ober-schlesischen Lehrerinnen und Lehrer, deren schwieriger Stand und deren Arbeit bekannt ist, bestätigen können. Ganz anders würde die Lehrerschaft Oberschlesiens wirken können, wenn die drei oben dargelegten Übel in Erwägung gezogen würden.

Die erste der obigen Tatsachen hat noch vor der zweiten besondere Eritterung in den Eltern hervorgerufen. Mißtrauen zwischen Eltern und Schule, infolgedessen häusliches Entgegenarbeiten und Vernichtung dessen, was in der Schule mühsam aufgebaut wurde, nicht selten Gleichgültigkeit, völlige Beziehungslosigkeit zwischen Kirche und Schule, die doch zur Zusammenarbeit vor allem berufen wären! Wo zwischen Elternhaus und Schule, zwischen Schule und Kirche ein freundschaftliches Verhältnis besteht, liegt das nur an den einzelnen Persönlichkeiten, und auch in diesem Falle müssen haben und drüben stillschweigend Zugeständnisse gemacht werden. Vor allem ist maßgebend, ob der Lehrer die polnische Sprache beherrscht und sich ihrer, wenigstens in schwierigen Fällen, im Umgange mit den Eltern bedient. Lebensunfähige Lehrer ohne Kenntnis der Sprache der Bevölkerung, die ehrlichen Willen und tiefe Neigung für ihren Beruf haben, zahlen fast immer ein Lehrgeld, das einem unblutigen Martyrium gleichkommt. Ebenso schlimm sind die Kinder dran, die solchen Neulingen übergeben werden.

Der dritte oben geschilderte Umstand, als Grundübel bezeichnet, ist zu wenig praktisch greifbar, als daß er Gegenstand äußerer Angriffe und Forderungen seitens der ober-schlesischen Bewohner werden könnte. Seine Wirksamkeit bleibt für die meisten unterbewußt, so daß er nicht in Worte gefaßt wird.

Nun einiges über die Milderungen, die der ober-schlesischen Schule zugebacht sind. Ein Regierungserlaß gestattet fortan den Gebrauch der Muttersprache im Religionsunterricht der drei untersten Schuljahre. Wir hätten dann in etwas erweiterten Maßstabe die Zustände, die oben (Punkt 1) dargelegt wurden. Die Stellungnahme dazu ist bereits dargelegt. Selbst ein durchgehend in polnischer Sprache erteilter Religionsunterricht würde der geistigen Schwerfälligkeit

keit der Oberschlesier nicht aufhelfen, da dadurch der Zusammenhang mit den übrigen Völkern zerrissen wird. Und Religion soll doch die Seele aller geistigen Schulung sein, der Brennpunkt, in dem alle Wirkungen ihr Fundament und ihren Zusammenfluß finden. Andere mildernde Maßregeln für den unzulänglichen Bau der ober-schlesischen Schule liegen bis jetzt nicht vor.

Man könnte diesen Ausführungen den Vorwurf machen, daß mit keinem Worte die positiven Errungen-schaften hervorgehoben werden, die doch schließlich jeder Einrichtung eignen. Deshalb sei kurz erwähnt: Die tatsächlichen Wirkungen beschränken sich außer dem geringen geistigen Nützlichkeit nach der technisch-formalen Seite auf einige äußere Gewohnheiten auf dem Gebiet der Sitte (nicht Sittlichkeit!), des Benehmens, die abfallen, sobald der Austritt aus der Schule erfolgt. Von einem dauernden Einfluß, der ein selbstständiges Urteil und Freiheit des Willens voraussetzt, ist nirgends die Rede.

Möge die Gerechtigkeit, die man für die deutschen Angehörigen in Oberschlesien walten ließ, sich in Zukunft auch auf die Stammbewohner ausdehnen. Gepflegtes deutsches und polnisches geistiges Leben nebeneinander in Oberschlesien können sich gegenseitig nur befruchten. Mögen aus Oberschlesien selbst die Führer hervorgehen, die es wegen seines großen geistigen und wirtschaftlichen Glanzes lieben und deshalb für dasselbe eintreten in Schrift und Wort und vor allem durch die Tat der praktischen Arbeit!

Der unter Punkt 1 erwähnte polnische Schreiber und Lehrer unterrichtet ist seit Januar 1919, an vielen Orten seit April in den Volksschulen eingeführt. Aber seine Fruchtbarkeit kann man jetzt ein abschließendes Urteil noch nicht fällen, da seitens der Lehrer eifriges Selbststudium und zehnjährige Vorbereitung notwendig ist, um sich nicht nur methodisch, sondern auch in den zu lehrenden Stoff einzuarbeiten.

Mit gleichem Erfolg wurde auch der Erteilung des Religionsunterrichtes in der Muttersprache kein Hindernis mehr in den Weg gelegt. Der Mangel an Lehrkräften macht sich auch hier bemerkbar. Noch schlimmer ist aber, daß die seelische Gesamtgrundlage, die einheitliche Basis der religiösen Erziehung dadurch großen Schaden erleidet. Die Religion, soweit sie Erkenntnis, Dogma, ist, verliert ihre Stellung als Seele und Durchdringung alles übrigen Wissens und Könnens, sobald ihre begriffliche Klarheit in einer anderen Sprache vermittelt wird. Die Folge dieses im Lehrherzen empfundenen Zweifels ist das Verlangen nach Vermehrung der polnischen Sprachstunden, sowie nach Erteilung des anderen Unterrichtes in der Sprache, in der die vorzüglichsten Wahrheiten, die Glaubenssätze, dem Kinde vermittelt werden. Denn alle Unterweisung in den natürlichen Dingen kann, an Christus orientiert, doch nur den einen Zweck haben, die Über-natur zu stützen und zu tragen.

Beiträge zur ober-schlesischen Volkskunde.

Von Alfons Berclid-Moskittsch.

2. Formeln des Aberglaubens in Oberschlesien.*)

Gebundene Strohhülle soll man nicht streuen, weil in dem Knoten eine arme Seele leidet.

Wer am Abend nach dem Monde zeigt, wird bald etwas zertrüßelt.

Regen am Hochzeitstage bedeutet Tränen in der Ehe. Regen und Sonnenschein bringen Glück und Segen.

Einen liegenden oder sitzenden Menschenkörper soll man nicht überschreiten, weil die betreffende Person dann nicht mehr wachsen kann.

Wenn der Wind vor jemanden eine Staubwolke aufwirbelt, dann bedeutet dies Krankheit. Man soll da den Kopf seitwärts wenden und sagen: „Im Namen Gottes nimm die Krankheit mit.“

Kniert die Braut während der Trauung auf dem Hochschoß des Bräutigams, so führt sie im Hause die Herrschaft; kniet der Bräutigam auf dem Schlei der Braut, so bleibt er der Herr.

Ist eine Leiche sehr starr und steif, so muß man sie nur beim Ankleiden dreimal mit dem Vornamen rufen; dann geben die Glieder nach, und die Leiche kann bequem angezogen werden.

Viele Frösche sehen, bringt Krankheit und große Schwäche.

Wer im Frühjahr den ersten Maulwurf sieht, stirbt noch in dem Jahre.

Wer ein Stückchen Zeug von einem Taufkleidechen bei sich trägt, dem begegnet kein Unglück.

bleibt eine Gabel oder ein Messer beim Herunterfallen in der Diele stecken, so kommt Besuch.

Wenn sich Weiber zanken, regnet es an dem Tage.

Heult das Feuer im Ofen, so sagt man, die Not (bieda) weint.

Am St. Josephstage legt man in einen mit Wasser gefüllten Keller zwei Mythenblättchen, doch so, daß sich die Blättchen entfernt gegenüberstehen. Das Wasser wird dann etwas aufgerührt. Kommen die beiden Blättchen zusammen, dann wird von den in Frage kommenden Personen noch in demselben Jahre Hochzeit gefeiert.

Begegnet man am Hochzeitstage einen Leichenzug, dann stirbt bald eines von dem Brautpaar.

Mit dem Schlüssel soll man nicht pfeifen, sonst ruft man die Not herbei.

Gauztiere darf man nicht mit dem Besen schlagen, sonst wachsen sie nicht.

*) Für Oberschlesien liegen nach dieser Richtung hin bereits zwei Arbeiten vor. Vollständigkeit mangelt beiden. Viel Material enthält Paul Dreßler, Sitte, Brauch und Volks-glauben in Schlesien, Leizsig 1908, dem die ober-schlesischen Gewährsleute Oberlehrer Dr. Sälde aus Königs-hütte und Professor Widom aus Beuthen Beiträge zuleiten. Jeden-
falls ist die polnische Sprache beherrscht und sich ihrer, wenigstens in schwierigen Fällen, im Umgange mit den Eltern bedient. Lebensunfähige Lehrer ohne Kenntnis der Sprache der Bevölkerung, die ehrlichen Willen und tiefe Neigung für ihren Beruf haben, zahlen fast immer ein Lehrgeld, das einem unblutigen Martyrium gleichkommt. Ebenso schlimm sind die Kinder dran, die solchen Neulingen übergeben werden.
Der dritte oben geschilderte Umstand, als Grundübel bezeichnet, ist zu wenig praktisch greifbar, als daß er Gegenstand äußerer Angriffe und Forderungen seitens der ober-schlesischen Bewohner werden könnte. Seine Wirksamkeit bleibt für die meisten unterbewußt, so daß er nicht in Worte gefaßt wird.
Nun einiges über die Milderungen, die der ober-schlesischen Schule zugebacht sind. Ein Regierungserlaß gestattet fortan den Gebrauch der Muttersprache im Religionsunterricht der drei untersten Schuljahre. Wir hätten dann in etwas erweiterten Maßstabe die Zustände, die oben (Punkt 1) dargelegt wurden. Die Stellungnahme dazu ist bereits dargelegt. Selbst ein durchgehend in polnischer Sprache erteilter Religionsunterricht würde der geistigen Schwerfälligkeit

Wenn der Winter gestorben ist, so muß man den Bienenstock abklopfen und sagen: „Der Herr ist tot, der Herr ist tot“; sonst verfolgt der Schwarm das Begräbnis.

Wenn eine Henne kräht, kommt ein Dieb. Welkt ein Hund in der Nacht, so streift der Tod in seiner Nähe vorbei. Man soll nicht lange auf die Butterblumen (Kwiat na oko = Augenblume) sehen, weil sonst die Augen krank werden.

Beim Pflücken von Bergjasmund (zabie óka = Großschauken) darf man von keinem Strauch gelesen werden; denn dieser zählt sonst dem Pflückenden die Zähne und danach richtet sich der Tod ein.

Krümmt die rechte Hand, so muß man zahlen; krümmt die linke, dann bekommt man Geld.

Klingt es im rechten Ohr, dann geht die Sache gut; lautet es dagegen im linken, so ist ein schlechter Ausgang zu erwarten.

Wer viel niest, wird viel Wein trinken. Das Krümmen im rechten Auge deutet auf Weinen hin.

Wenn es am Fuße juckt, wird man bald zu einem Tanze gehen.

Das Finden einer Nadel bringt Glück. Wer einen Knopf findet, der wird Ärger haben. Wenn ein starker Wind weht, hat sich jemand aufgehängt.

Wenn eine Person schlafen muß, so denkt jemand an sie. Wenn ein Hund mit der Schnauze nach oben bellt, so bedeutet das Feuer; hält der Hund die Schnauze nach unten, so gibt es einen Toten.

Fällt eine Gardinenschnur oder ein Bild herunter, so wird es ein großes Unglück geben.

Den Mochköpfel dürfen die Mädchen nicht bloß abhauen, sondern sie müssen ihn ordentlich abwachen; sonst werden sie nie auslangen.

Öffnet sich die Tür allein, so kommt die Not herein.

Man darf keine Blume von den Gräbern pflücken; die Toten holen sich sonst die Blumen zurück.

Wenn Aussehen soll nicht unter einer Person hervorkehrt werden; man geht sonst nicht zur Hochzeit.

Solange in einer Tasse noch ein größerer Rest ist, darf nicht zugegossen werden; in andern Fälle erhält man nämlich eine Abgabe in Liebesangelegenheiten.

Reicht ein Mädchen am Morgen den Unterrock verkehrt an, so wird sie an dem Tage Glück haben.

Ersprechen zwei gleichzeitig zusammen, so kommt noch Reichtum.

Wenn der Pfarrer bei der Kollende sich auf einen Stuhl gesetzt hat, sehen sich die heiztatsüchtigen Mädchen bei keinem Weggange gleich darauf; so werden sie bald heiraten.

Bekommt die Braut beim Umgang in der Kirche das Spiegels vom Bräutigam, so wird sie das Geld im Hause verwalten.

Strich ein kleines Kind, so wird es im Taufkleid begraben; ist das Kleinkind aber zu lang, so wird es abgeschnitten, damit es nicht etwa auf der Himmeltreppe ins Stolpern kommt.

Die Träume in den zwölf Nächten gehen in Erfüllung; das, was man am ersten Adventssonntag geträumt hat.

Wenn man am heiligen Abend (auch am letzten Jahresstage) den „Wurm“ (chroboka złoć) begreift, so schadet einem der Älter das ganze nächste Jahr nicht.

Wird das Messer mit der Schneide nach oben auf den Tisch gelegt, so läuft der Teufel ums Haus.

Reicht man sich eine Wache an, so soll man sie am Arm, an der Hand, an der Beize oder dergl. anfassen, dann erscheint einem der Verstorbene nicht.

Ist ein Kind gestorben, so ist die Mutter vor Johannes keine Erbsen, damit das Kind im Himmel mit der Muttergottes oder dem heiligen Johannes in die Erbsen gehen kann.

Wenn einem ein Floh auf der Stirn sitzt, bedeutet es Krieg.

Legt der Kaufmann Ware aufs Bett, wird sie nicht verkauft werden.

Formen sich in einer klaren Nacht Sterne am Himmel, so, daß man die Gestalt eines Besens erkennen kann, so bedeutet das Krieg.

Reicht das erste Gewitter im Frühjahr oder Sommer z. B. im Süden auf, so steigt es das ganze Jahr hindurch in dieser Himmelsgegend auf.

Derjenige, dem die Hände zittern, muß einmal ein Schuhn gestohlen oder als Kind junge Katzen angefaßt haben.

Wenn das Pferd, das den Geistlichen zum Kranken gefahren hat, stille steht, dann wird der Kranke nicht sterben; stampft es aber mit den Hufen, dann geht es mit dem Kranken zu Ende.

Nachstehenden Artikel konnten wir bisher aus Raumangel nicht bringen. Wir können die Arbeit des Akademischen Hilfsbundes nur warm empfehlen.

Der Akademische Hilfsbund, Ortsauschuß Kattowitz.

Vortrag, gehalten in der Hauptversammlung 1919 vom ehrenamtl. Geschäftsführer Ing. Heinze, Kattowitz.

Am 3. Juni 1918 wurde zu Kattowitz infolge meiner Anregung von einem größeren Kreise oberchlesischer Akademiker ein Ortsauschuß Kattowitz des „Akademischen Hilfsbundes“ für den Regierungsbezirk Oppeln gegründet.

Der Akademische Hilfsbund, Ortsauschuß Kattowitz, bezweckt die Fürsorge für reichsdeutsche Akademiker, die infolge einer im Kriege erlittenen Beschädigung der Beratung oder Unterstützung für ihre Weiterbildung oder künftige Erwerbsfähigkeit bedürfen. Die Fürsorge soll sich auf alle kriegsbeschädigten Akademiker erstrecken ohne Unterschied des Geschlechtes, des politischen oder religiösen Bekenntnisses und ohne Rücksicht auf eine mittelbare oder unmittelbare Zugehörigkeit zum Akademischen Hilfsbunde.

In Deutschlands großer Zeit haben sich auf allen Hochschulen die deutschen Studenten und ihre „Alten Herren“ ohne Unterschied des Berufes, der Partei und des Glaubens, unterstützt von allen Kreisen unseres Volkes zu einem Akademischen Hilfsbunde (A. H. B.) vereinigt.

Meine Gruppe und Vereinigung hat sich ausgesprochen, alle sind in dem Gedanken und in der Absicht einig, den Akademikern zu helfen, die infolge ihrer im Kriege erlittenen Beschädigung der Beratung oder Unterstützung für ihre Weiterbildung oder künftige Erwerbstätigkeit bedürfen.

Der größte Teil der kriegsbeschädigten Akademiker hat nach den gesetzlichen Bestimmungen nur geringe Entschädigung, Kriegs- und Verlustmehrszulage, zu erwarten. Ihre Lebenshaltung und wirtschaftliche Lage wird tief herabgedrückt! Öffentliche Mittel und Wohlfahrtskassen stehen nicht immer in ausreichendem Maße zur Verfügung. Hier soll nun der Akademische Hilfsbund helfend eintreten und sorgen, daß unser akademisches Leben und unsere akademischen Berufe, in denen wir ja alle einen sehr wertvollen Bestandteil unserer Nation und unserer Kultur erblicken, in möglichst großem Umfange erhalten bleiben.

Nun nun den Gedanken des Hilfsbundes in alle deutschen Gänge zu tragen, sind überall Ortsauschüsse des Akademischen Hilfsbundes gegründet worden. So ist auch am 3. Juni 1918 in Oberschlesien auf meine Veranlassung der Ortsauschuß Kattowitz ins Leben gerufen worden.

Der Ortsauschuß Kattowitz besteht aus ordentlichen Mitgliedern, die ehemalige und jetzige Studierende der deutschen Hochschulen und Vereinen akademischer Berufe und Mitherrnvereinigungen, und außerordentlichen Mitgliedern, wie Gemeinden, Wirtschaftsverbänden, Verbänden, nicht akademischen Vereinen und sonstigen Gönnern. So ist allen Gelegenheiten gegeben, mitzuhelfen, daß reiche geistige Kräfte dem Vaterlande erhalten bleiben. Der Ortsauschuß Kattowitz hat sich zum Zweck gesetzt, die kriegsbeschädigten Akademiker in der Weise zu unterstützen, wie es die gesetzlichen Bestimmungen zulassen. Es hat den Anschein, als sei sich der Dichters Seele selbst unheimlich darüber, daß das schöne Märchen eine menschlich so unbefriedigende Lösung finden muß. Diese Namengebung kommentiert das ganze Märchen von selbst. Wer auszieht, die Freiheit zu lösen, wird vom Dichter nicht Demagog, sondern ohne „De“, nur Magog genannt, ein Name, der auch in der Bibel vorkommt. Die „Freiheit“ selbst trägt den Namen „Libertas“ (auf deutsch: Freiheit), Libertas ist aber auch ein Vorname für Frauen. Charakteristisch ist die Wahl des Namens Marzella für die Marktentwinderin der Aufklärungsgruppen, also für ein leichtfertiges, freizeithabendes Frauentzimmer. Der

auschuß Kattowitz übernahm vom Tage seiner Gründung an die Fürsorge für die oberchlesischen kriegsbeschädigten Akademiker und zwar durch Berufsberatung, Stellenvermittlung, Bäder- und Anstaltsfürsorge, sowie durch Unterstützungen und Darlehen.

Um diese Ziele erreichen zu können, ist die Mitarbeit aller Kreise nötig! Wir brauchen Geld und sogar viel Geld! Es müssen vor allen Dingen reiche Mittel aufgebracht werden, wollen wir unserer Aufgabe gerecht werden, und den Dank, den wir den Toten schulden, den Lebenden zahlen, denen, die zwar vom Tode verschont, aber von Augen und Krankheit schwer getroffen sind. Das kann nur dadurch geschehen, daß jeder Oberchlesier dem Ortsauschuß Kattowitz beiträgt, ebenso ist es besondere Ehrenpflicht der Gemeinden, Behörden und Verwaltungen — an deren Entwicklung so mancher Akademiker mitgearbeitet hat, den heute bereits der kühle Haas deckt — mit namhaften Jahresbeiträgen Mitglieder zu werden. Aber nicht genug damit! Die Gemeinden und die Industrie danken den toten Helden auch durch einmalige freiwillige Spenden!

Alle Beiträge, welche dem Ortsauschuß Kattowitz zufließen, kommen im Rahmen der Satzungen nur den akademischen Bürgern der Provinz Oberschlesien zu Gute. An die Berliner Zentrale werden nur 10 % der Beiträge abgeführt, wofür die Ortsauschüsse das Recht hat, alle Einrichtungen der Hauptleitung in Anspruch zu nehmen. Das ist von großer Bedeutung, denn der Hilfsbund besitzt ein Erholungsheim in Helmstedt, ein Krüppelheim in Göttingen, ein Blindenheim in Marburg und Berlin und eine ausgedehnte Organisation für Berufsberatung und Stellenvermittlung. Neuerdings ist auch für heimkehrende Kriegsgefangene eine besondere Stelle geschaffen worden.

Wenn nun jemand einer solchen Organisation beiträgt, so will er sicher wissen, in welcher Art wird die Organisation ihren Aufgaben getreu und in welcher Weise wird das von der Organisation aufgewendete Geld verwendet. Diese Antwort will ich nun geben, indem ich über die Tätigkeit des Hilfsbundes in großen Zügen Ihnen Bericht abstatte.

Es sei hier vorweg betont, daß auch der Ortsauschuß Kattowitz den bisher an ihn ergangenen Anforderungen in Bezug auf Stellenvermittlung, Berufsberatung, Bäderfürsorge usw. vollkommen gerecht wurde. Das ist einzig und allein der tatkräftigen Arbeit des Vorstandes zu verdanken, der sein Amt vollkommen ehrenamtlich ausübt. Auch die umfangreiche Arbeit des Geschäftsführers wurde vollständig von dem damit beauftragten Herrn ehrenamtlich erledigt, so sogar die Hilfskräfte, deren Arbeit durch die erheblich wachsende Korrespondenz stark in Anspruch genommen werden mußte, wurden vom Geschäftsführer unentgeltlich gestellt. Ich will nun aber mich nicht bei Kleinigkeiten aufhalten, sondern Ihnen die Gesamtarbeit des Hilfsbundes schildern. Wie ich schon erwähnte, beschäftigen wir uns hauptsächlich mit folgenden Zweigen der Fürsorge:

Berufsberatung — Stellenvermittlung — Bäder- und Anstaltsfürsorge, Kriegsgefangenenheimkehr und Unterstützungen und Darlehen.

Berufsberatung.

In der Erkenntnis, daß unser Vaterland jeder, auch der kleinsten Kraft bedarf, und daß Dankbarkeit denen ein Helfer sein muß, die mit geschwächten Kräften und geschwächtem Mut aus dem Kriege heimkehrten, sind wir einig geworden, zu retten, was noch zu retten ist, an unseren kriegsbeschädigten Akademikern, daß wir die Pflicht haben, sie in jeder Weise in die Berufe zu bringen, in denen die bisher erworbenen Kenntnisse nicht nutzlos verloren gehen. In allererster Linie sucht auch der am schwersten Beschädigte Antwort auf die Frage zu erhalten: „Welchen Weg muß ich jetzt gehen, um auch jetzt noch zum Ziele zu gelangen?“ Bisher wurde von jedem Akademiker schlechthin erwartet, daß der gesunde Geist auch in einem gesunden Körper wohne. Aber nun standen

Eichendorffs Saffire und Oberchlesien.

II.

Und doch rettete sich Eichendorff als Dichter aus der tragischen Verwilderung in feinsten Seelenkultur durch — die Flucht in die Heimat. Sein Märchen knüpft stofflich an das Schicksal vieler oberchlesischer Adelsgelehrter um 1800 an. Sie müssen aus Geldnot ihre Erbschaft verkaufen. Es kommt eine neue Art von Besitzern, Leute, die Geld rasch erworben haben, wie Eichendorff meint, infolge der sog. Aufklärung. Das Faktum der Wertschätzung der oberchlesischen Adelsgelehrten ist historisch nachweisbar. Ging es doch der Eichendorffschen Familie selbst so. Um nicht die geheime Trauer der Familie an sich in dem Werk durchblicken zu lassen, verweist Eichendorff mit Absicht die lokalgeschichtliche Beziehung, so daß es einmal scheint, als sei das Schloß, in dem Libertas gefangen ist, die Stammburg der Grafen Colonna in Toft, das andere Mal, als träten die Tiere zu ihrer Versammlung auf dem Baisatzfelde (Nebenbezugs zusammen. Anfangs an das Kottowalder Idyll und an die Vorberge des Kottowaltes sind auch vorhanden.

Aber was der Satire ihren eignen Reiz gibt, das ist das Milieu, in dem der Riese Nüpel eingeführt wird. Hier ist oberchlesische Landschaft östlicher Herkunft geschildert, nämlich der oberchlesische Industriebezirk in seinem damaligen Aussehen. Auf Singeln aus dem Erdboden aufstrebende Dächer mit Schornsteinen darüber — ist das nicht der Anfang der damaligen Hütten- und Schöfene? Inner diesem Dach beginnt, in Gesteinshöhlen gebettet, die eigentliche Befahrung Nüpels. Und wer da noch nicht an oberchlesische Vorbilder des Dichters glaubt, der höre weiter: Von Zeit zu Zeit öffnet sich der Erdboden und „kleine Wichte mit Grubenlampen“, „heigen auf und nieder“. In der Tiefe arbeiten sie „mit Eimern“ an unermesslichen Schätzen. In Eichendorffs Märchen waren die Nüpel vor allzu großem Rärm. Sie sind keine Verbündeten, sozusagen seine dienstbaren Geister. Aus Nüpels merkwürdiger Befahrung ziehen die Befreier aus, um die Freiheit aus dem Zwange

des bösen Schloßherrn zu erlösen. Anstatt dessen aber gewinnt eine Marktentwinderin der sog. Aufklärungsgruppen das freie ungebundene Leben — in Amerika wieder, während die wahre Freiheit, wie schon angedeutet, nach den Gesetzen der freien Natur sich selbst befreit und allem menschlichen Bemühen zum Trotz verschwindet. Dort, im stillen See, hört man silberne Glocken gehen. Es taucht hier also das Märchen vom See mit verunkeltem Schloß und wunderbar läutenden Glocken, das Hauptan dramatisierte, zum 1. Mal in der schlesischen Literatur auf. Man könnte hier an den Schutzhütten bei Freiwaldau (Reichswiesen) denken, wohin man den eigentlichen Ursprung der „verunkelten Glocken“ verlegt hat. Eigenartig ist ferner auch der Schluß des Märchens. Nüpel wird zum Hüter der Wälder und des Grottes darin bestellt, auf daß er es hege und pflege. Der Dichter denkt sich ihn als den Menschen, der der Freiheit am nächsten wohnt, der ein Nachbar der kleinen Grubenmänner ist, und der vom Traumhütel der See Libertas am allermeisten beschützt wird.

Wie man sieht, rückt Nüpel neben Libertas damit zur Hauptperson des Märchen hinauf, und so entsteht nun die interessanteste Frage: Wer ist Nüpel? Auffallend ist es nun, daß Eichendorff in diesem Märchen nur zwei deutliche Namen gewählt hat, die einmal den satirischen Charakter der Personen andeuten, dann aber auch eine harmlose Deutung zulassen. Es hat den Anschein, als sei sich der Dichters Seele selbst unheimlich darüber, daß das schöne Märchen eine menschlich so unbefriedigende Lösung finden muß. Diese Namengebung kommentiert das ganze Märchen von selbst. Wer auszieht, die Freiheit zu lösen, wird vom Dichter nicht Demagog, sondern ohne „De“, nur Magog genannt, ein Name, der auch in der Bibel vorkommt. Die „Freiheit“ selbst trägt den Namen „Libertas“ (auf deutsch: Freiheit), Libertas ist aber auch ein Vorname für Frauen. Charakteristisch ist die Wahl des Namens Marzella für die Marktentwinderin der Aufklärungsgruppen, also für ein leichtfertiges, freizeithabendes Frauentzimmer. Der

*) Abgesehen tritt ein „Nüpel“ auch schon in ähnlicher Aufmachung in der Literatur-Satire „Reiterbüßes Glück und Ende“ auf.

damaligen Sitte entsprechend, trägt sie den Doppelnamen Marzella Sybilla. In der Zusammenziehung „Marzella“ deutet der Name eine Weibsperson an, die das Kostenthafte streift. So hat ein jeder der drei Namen neben der einfachen Bedeutung eine im übertragenen Sinne. Von diesem Gesichtspunkte aus kommen wir auch dem Namen Nüpel näher. Dieser schreibbare Sportname ist nichts weiter als eine Fortbildung des für Schlesien charakteristischen Namens „Nübezah“. (Dr. Walter Medauer, Breslau, hat zufällig im Jahrgang 1919 der Zeitschrift „Oberchlesien“ die Entstehungsgeschichte der Namensfamilie Nüpel aus capazza (ital.) hergeleitet). Nü-Nüpel oder Nü-Nüpel ist ein schlesischer Vorname des Namens Nübezah, woraus der alltägliche Gebrauch dann einen „Nüpel“ gemacht hat, was einen ungeschickten, ungeschickten, mit Belzen, Fellen und Bartwuchs entstellten Menschen bedeutet, im übertragenen Sinne dann das rohe Volk, das blindlings jedem De-Magogen nachhief, das mit den Geistern der Tiefe in Verbindung steht, das mit den Sagen gut Bescheid weiß, das in den tiefen oberchlesischen Wäldern haust und sich den Tieren des Waldes vertraut fühlt und sie hütet. Das ist der Nüpel bei Eichendorff im übertragenen Sinne, eine im Grunde genommen sympathische, wenn auch in ihren Ausmaßen phantastische Figur.

Mag sie denn aber auch in Wirklichkeit dem jungen Eichendorff begegnet sein? Auch da gibt das Märchen vortrefflichen Aufschluß. Erstens trat E. auf seinen Schiffsfahrten öderabwärts bis Frankfurt mit den oberchlesischen Hühnern in enge Berührung. Dann beschreibt er Nüpel, daß er wie eine wandelnde Kürschnerbude ausgesehen habe. Wie oft mögen der freierlichen Rufe auf ihren oberchlesischen Reisen Händler begegnet sein, die mit Fellen und Belzen nach Krakau oder von dort zu Markte fuhren. Die Belzmärkte dort waren berühmt. Endlich lebt in Oberschlesien heute noch der pelzhängende Mensch als eine Art vagabundierendes Lebewesen fort. Ich selbst bin im Jahre 1916 im Jagrzm b einem solchen verwilderten, vielleicht geistig nicht normalen Menschen begegnet. Und merkwürdig, die Kinder nannten ihn auch — Nübezah. Man kann an diesem einzigen Fall so recht er-

pöglisch blinde Theologen, taube oder blinde Oberlehrer, zu Krüppeln geschlossene Ingenieure, einbeinige Landmesser, gelähmte Fortbewegungs- und kranke Kriegerdenkmal vor uns und wollten nichts als den einen Rat: „Wie gestalte ich mir ein lebenswertes Dasein?“ Hierzu war eine eingehende Berufsberatung, ein Sturm gegen Vorurteile, ein Beiseiteräumen der Hindernisse unsere Hauptaufgabe. Aber nicht nur Kriegsbeschädigte verlangten unseren Rat, sondern körperlich und geistig gesunde Leute, denen die Kriegszeit die Lust nach ihrem Berufe verleidet hatte, denen der Krieg die Mittel geraubt hat, ihr Ziel zu erreichen, wandten sich an uns mit der Bitte um Berufsberatung. Und da der Hilfsbund keine Fürsorgegattung ist, sahen wir uns auf die Kriegsbeschädigten Akademiker beschränkt, so blieb uns nichts anderes übrig, als im Verein mit anderen Körperschaften die Berufsberatungsstelle für Akademiker in Berlin zu gründen. Neben ihrer Aufgabe, die Geschickten mit Rat zu versehen, hat diese Berufsberatungsstelle auch die Ausbildung von geeigneten Personen für die Berufsberatung auf sich genommen, und so wurde auch vom Ortsausschuß Ratowitz Herr Kreisrat Dr. Rassek nach Berlin zu einem Kursus geschickt, um die Berufsberatung zu studieren, sodas uns auch für Oberschlesien eine geeignete Persönlichkeit für die Berufsberatung zur Seite steht.

Stellenvermittlung.
Die Stellenvermittlung ist ein integrierender Bestandteil unserer Arbeit. Es gilt, den Kriegsbeschädigten Akademikern eine neue Existenz zu schaffen, und das geht nicht allein durch Vorbieten von Geldmitteln. Man beachte einmal die Schwierigkeiten, vor denen wir standen. Wir sollten einen Zentralarbeitsnachweis für alle akademischen Berufe schaffen, und jeder, der das Amt hat, nur für eine einzige Gattung akademischer Berufe Stellennachweise einzurichten und zu verwirklichen, weiß, welche Unmuth und Mühe das erfordert. Aber mit dem Arbeitsnachweis ist es nicht genug. Damit ist unseren Kriegsbeschädigten nicht gedient, daß wir ihnen eine Liste von Stellen überreichen und sagen: „Nun such euch aus, was euch gefällt, und bewerbt euch!“ Wir müssen fast mit jedem einzelnen zu Rate gehen und fragen, kann er diese oder jene Stelle ausfüllen, gibt es für ihn die Möglichkeit, daß er bei dieser Stellung weiterkommt. Dann kommt das Schwierige, ihm die Stellung zu verschaffen, dem Arbeitgeber klar zu machen, daß es sich um einen Menschen handelt, der von ihm oft besondere Behandlung ob seiner Kriegsbeschädigung fordert; in den ersten Monaten des Einarbeitens oft Mut zuzusprechen, des Kriegsbeschädigten Interesse vertreten, wenn er, trotz aller Vorurtheile, keinen Arbeitgeber gefunden hat, der vaterländisch denkt. So nur 50 Fälle behandeln, daß heißt eine beachtenswerte Summe von Arbeit leisten, und unser Jahresbericht sagt von mehreren hundert Anträgen auf Stellenvermittlung, die uns allein im letzten Jahre zugehen. Sie so zu bearbeiten, wie es notwendig ist, das ist der Geschäftsführer mit seinen getreuen Helfern nicht allein in der Lage. Gerade hier steht die Mitarbeit der Sachverständigen ein. Sie geben bei jedem schwierigen Fall der Stellenvermittlung die Behandlungsweise an, und ihre Mitglieder sorgen oft selbst dafür, daß der Kriegsbeschädigte die geforderte Stellung erhält.

Einmal werden wir dafür Sorge tragen müssen, daß wir nicht mehr als bisher von Behörden, Kommunen, der Industrie, von Organisationen dadurch unterstützt werden, daß man uns die Stellen, die für Kriegsbeschädigte in Betracht kommen, sofort mitteilt. Das soll keine Kritik sein. Man ist uns sehr entgegengekommen von allen Seiten. Es wäre undankbar, wenn wir das hier nicht betonen wollten. In erstaunlichem Maße ist man sogar auf unsere Stellenvermittlung aufmerksam geworden. Auch bei betont, daß man überall unseren Kriegsbeschädigten, soweit es eben möglich, entgegenkommt. Es kann nicht in unserem Interesse liegen, erzwungen zu werden, daß man die Kriegsbeschädigten bevorzugt, auch wenn wir weit tüchtiger nichtbeschädigte Bewerber zur Verfügung hätten. Das wäre eine einseitige und kurzfristige Ansicht, deren Durchführung Schaden würde dem, dem das

Glück es versagte, bis zum Ende des Kampfes ausgeharrt zu haben. Von großen Gesichtspunkten muß es getragen sein, wenn wir sagen, wir vertreten das Interesse der Kriegsbeschädigten. Wir sehen zu, daß sie nicht an die Seite gesetzt werden, wünschen aber nicht, daß sie künstlich in den Vordergrund geschoben werden. Das ergreife gern und immer die Gelegenheit, um zu betonen: „Der Akademische Hilfsbund bietet Unfähigen nicht das Sprungbrett, damit sie zu Stellen kommen, die ihnen nicht gehören. Der Akademische Hilfsbund ist keine Stelle um solchen, denen es im Frieden nicht möglich war, in den Staats- oder Kommunaldienst zu kommen, jetzt zu einer Stelle zu verhelfen, wenn er sich unter allen Umständen auch dafür verwendet, daß unsere Kriegsbeschädigten zu einer festen beruflichen Anstellung kommen.“
(Fortsetzung folgt.)

Die polnische Muttersprache und die ober-schlesische Schule.

Die in Nr. 12 Jahrgang 1 des „Oberschlesiers“ unter der Überschrift „Die Muttersprache in Oberschlesien“ erschienenen Ausführungen des Herrn Ab. W. in Berlin-Treptow stehen größtenteils im Widerspruch mit den Erfahrungen, die ich in meiner Jugend und während meiner dreißigjährigen Tätigkeit als Lehrer in Oberschlesien gemacht habe. Das veranlaßt mich zu einer längeren Gegenüberstellung hier das Wort zu nehmen.

Der Verfasser jenes Artikels spricht von einer „Verkämpfung der polnischen Sprache in den ober-schlesischen Schulen“ und bezeichnet dies als einen „Mißgriff der maßgebenden Behörden“. Ein doppelter Irrtum. Gewiß, die polnische Sprache genos in der ober-schlesischen Volksschule keinerlei Pflege; sie blieb dort völlig unberücksichtigt; sie war dort nicht selten ganz ausgeklammert. Aber die Schule hatte dabei keineswegs die Absicht, die polnische Sprache zu bekämpfen; ihr ablehnendes Verhalten ist einzig und allein auf pädagogisch methodische Gründe zurückzuführen. Wer sich jemals vor die Aufgabe gestellt sah, eine lebende Fremdsprache zu lernen, wird das durchaus begreiflich finden. Wie ist es mir denn gegangen?

Ich wurde in einem ober-schlesischen Dorfe geboren, dessen Einwohner, auch meine Eltern, nur polnisch sprachen. In der Schule (1874—1882) war zwar die Unterrichtssprache deutsch, aber vor dem Unterrichte, in den Pausen, beim Spiel und auf dem Schulwege bedienten sich Schüler uns ausschließlich der polnischen Sprache. Die Folgen blieben nicht aus. Als ich im Alter von 14 Jahren in die Stadt kam, um für die Präparanden-Aufnahmeprüfung vorbereitet zu werden, vernahmte ich den Erzählungen meiner meist hochdeutschen Mitschüler nur schwer zu folgen; noch weniger war ich imstande, mich mit ihnen zu unterhalten; denn mir fehlten die Redewendungen des täglichen Lebens sowie die erforderliche Fertigkeit im Sprechen. Ein Glück für mich, daß ich in eine ganz deutsche Pension gekommen war; trotzdem dauerte es längere Zeit, bis ich richtig im Sattel lag.

Bedinglich durch diese Erfahrung klug geworden — die „maßgebenden Behörden“ hatten es weder angeordnet noch auch nur empfohlen —, gebot ich später als Lehrer meinen fast durchweg polnischen Schülern, im Schulhause und im Schulhofe nur Deutsch zu sprechen. Ferner empfahl ich ihnen, auch auf dem Schulwege ausschließlich die deutsche Sprache zu gebrauchen, mit der Begründung, sie würden nur auf diese Weise genügend Deutsch sprechen lernen; für den Gebrauch der polnischen Sprache bliebe ihnen täglich immer noch mehr als doppelt soviel Zeit übrig, außerdem die Sonntags- und Feiertage ganz und die langen Ferien. Selbstverständlich wurden die Kinder so schnell wie möglich mit der deutschen Umgangssprache (den phrases de chaque jour) ausgerüstet. Am schwersten war der Anfang; in der Folgezeit lernten die jüngeren Schüler fast alles mühelos von den

älteren. — Meines Wissens verfuhr in dieser Weise nur ein kleiner Teil der ober-schlesischen Lehrerschaft.

Zur besseren Würdigung eines solchen Verfahrens in der Schule sei hier noch eine Episode aus meiner Vorbereitungszeit für die Mittelschulprüfung erzählt:

Um mich in Französisch zu vervollkommen, hielt ich mich ein halbes Jahr in Paris auf. Hier lebte ein Herr aus dem Kreise Leobisch, ein guter Bekannter von mir. Ich nahm mir fest vor, ihn während der ganzen sechs Monate nicht aufzufinden und ihm überall aus dem Wege zu gehen, weil ich die Gelegenheit fürchte, öfter Deutsch zu hören und zu sprechen. Obwohl ich manchmal von heftigem Heimweh ergriffen wurde, besonders des Sonntags, blieb ich meinem Vorsatz treu und erst drei Tage vor der Abreise meldete ich mich bei meinem Landsmann. — Es ist nicht schwer zu erraten, warum hier die deutsche Sprache so ängstlich ferngehalten wurde; kein anderer Grund war bei der Ausschaltung der polnischen Sprache in der Schule maßgebend.

„Daß das (polnische) Kind beim Eintritt in die Schule sich umwandeln muß und seine Muttersprache bei Strafe nicht gebrauchen darf, ist meines Erachtens eine ungerechte Härte. Kein Wunder dann, wenn die Eltern dieser Kinder auf ihre deutschsprechenden Mitbürger nicht gut zu sprechen sind.“ So klagt Herr W. weiter. Er irrt wieder. Mein oben erwähnter Sprach-Miss war nur für die älteren Kinder verbindlich; der jüngste Jahrgang wurde von ihm nicht berührt. Der kleine polnische Schulkreis brauchte sich also nicht plögl. umzuwandeln; er blieb, so lange es ihm beliebte, derselbe polnische Junge, der er gewesen. Aber jeden Tag lernte er einige deutsche Sätze verstehen und sprechen, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit war er so weit fortgeschritten, daß er sich ganz von selbst, ohne jeden Zwang, an der deutschen Konversation seiner älteren Mitschüler beteiligte. Um ein Beispiel anzuführen: als ich eines Tages während der Pause im Schulhofe einen solchen Dreifachhoch, der eben deutsch gesprochen hatte, übergehend sagte, er dürfe nicht Deutsch sprechen, er sei noch zu klein dazu, erwiderte er ganz fest: „Nein, Deutsch sprechen!“ Und bald hörte ich ihn in der Menge rufen: „Du, jag' mich!“ — Komme her! — Gib mir einen! — Wo ist der Johann!“ — Einem Schullehrer den Gebrauch der Muttersprache zu verbieten, wäre nicht nur eine „ungerechte Härte“, sondern auch eine große Torheit. Zweifellos kann sich Herr W. mit seiner Behauptung auf Tatsachen stützen; doch sind unter den Lehrern und Schullehrerbeamten solche „Heuschrecken“, wie sie ihm vorschweben, glücklicherweise nur sehr selten anzutreffen. Daher kann es auch nicht allzuoft vorgekommen sein, daß Eltern aus dem angeführten Grunde „auf ihre deutschsprechenden Mitbürger nicht gut zu sprechen waren.“ Unter meinen Schülern z. B. herrschte stets ein reger Eifer, gepaart mit Heiterkeit. Von Seiten der Eltern kamen keine Klagen, keine Beschwerden, im Gegenteil: so manche Vater und so manche Mutter, sonst sehr zurückhaltend kommend nicht umhin, mit einem gewissen Stolz zu bekennen, wie sehr sie über die raschen Fortschritte ihrer Lieblinge im Deutschen erfreut waren. Die Wahrheit zu gestehen: gekränkt wurde auch, aber nur in den Fällen, wo jeder Erzieher zur Rute greifen muß, wenn nämlich böser Wille, grober Ungehorsam nicht zu verkennen waren.

Schließlich behauptet Herr W.: „Wenn bei der Volksabstimmung sich doch viele ihrem deutschen Vaterlande gegenüber abtrünnig zeigten, so wird es nur auf die Unterdrückung ihrer Muttersprache zurückzuführen sein.“ Dem muß ich entschieden widersprechen. Die meisten Oberschlesier mit polnischer Muttersprache, nicht über 55 Jahre alt, d. h. solche, die schon die deutsche Schule nach 1870 besucht haben, sind in Wahrheit zweisprachig. Daher empfanden sie die Vernachlässigung und Hintanhaltung der polnischen Sprache kaum als ein großes Unrecht; es genigte ihnen, wenn diese in der Familie und in der Kirche gepflegt wurde. Was beruht bei dieser Behauptung auf mich selbst und auf das Zeugnis meiner ehemaligen Schulkameraden und jetzigen Bekannungsgegnossen. Unter den über 55 Jahre alten Männern

sehen, wie tief, wie wunderbar verschlungen tief die Eisenbahnlinie die Poesie im ober-schlesischen Volksleben wurzelt, ganz unbekümmert um die Zerreißung Oberschlesiens in zwei jetzt feindlich feindliche Nationalitäten.

Am ein Schlupfergebnis zu gewinnen, möchte ich dafür halten: Eisenbahn. „Auch ich war in Ardennen“, die zeitlich jüngere Satire ist im Milieu farblos und dichterisch nicht so vollendet als das Märchen „Liberas und ihre Freier“. In diesem sagt sich der Dichter völlig von der Politik los, jedenfalls erkennt er die 1848 gewordenen parteipolitischen Formen nicht an und verwirft sie, wieder zu seiner Heimat zurückkehrend. Aus ihr hat Eisenbahn die wichtigsten Stofflichen Anregungen zusammengetragen und sie dann in einem über allem Parteigetriebe stehenden, nur der Dichtkunst dienbaren Sinne zusammenfassen lassen zu einer schönen Symphonie edelster Romantik. Innere, sachliche Notwendigkeit, nicht Zufall, wollte es, daß er das Thema (verjüngte Glocke) anfangen ließ, aus dem später weitläufig bekannte Literatur wurde. Wollte aber auch, daß er sprachliche Zusammenhänge dichterisch verteilte, deren er sich (Mißbezahl — Mäpel — Volksglaube — soziale Frage) wohl selbst nicht bewußt war, die aber uns heute deshalb nicht weniger interessant amüsen. Denn Eisenbahn hat mit dichterischer Schergabe vorgezeichnet, daß das Volk'se Kräfte ihren Wohnsitz dort hat: Wo der Bergmann in die Tiefe steigt; da wohnt, so sagt die Sage, in tiefem Berg Mäpel, da wohnt der ungeklärte Mäpel. Da thronen der auf Industrie aufgebaute moderne Wirtschaftsaufbau.

Kindenburg. Friedrich Kraminski.

Breslauer Bühnenbrief.

Schauspiel.
Unsere deutschen Bühnen sehen sich heute einem solchen Angebot von sich expressivistisch gebärdenden Dichtungen unserer Jungen und Jüngsten, dazu einer noch immer starken Weichheit-Kaufe gegenüber, daß sie weder Gelegenheit finden, noch viel dafür übrig haben, auf neue Dichtungen alter Art, d. h. historisch-epischer oder künstlerischer in guter Prosa oder eben Versen ihr Augenmerk zu richten. Was sich

aber schon bei verschiedenen Aufführungen der letzten Zeit im deutschen Reich zeigte, daß nämlich das Publikum sich solchen Dichtungen wieder mit ziemlichem Interesse (vielleicht auch von Georg Kaiser und Wedekind ein wenig ernüchtert) zuzuwenden beginnt, bewies sich auch wieder an zwei Aufführungen jüngsten Datums im hiesigen Lobetheater. Zunächst bei der Aufführung von Ernst Ludwig's „Lionardo da Vinci's Dramas“, „Leda“. (Als Buch erschienen, im Delphin-Verlag). Endlich nach etwaigen Vorbildern oder Gegenständen zu diesem Stück, so könnte man etwa an Ab. Gottl. Ohlenhagens „Corregio“ oder auch an Alfred Müllers „Andrea del Sarto“ denken. Doch Ernst Ludwig's Drama ist weit härter und wertvoller als die beiden genannten Werke und wenn auch mancherlei am Aufbau zu bemängeln, manches noch unausgeglichen ist, so läßt dieses Erstlingswerk doch noch starke Erwartungen für die Entwicklung der Wünderer Dichterin, deren Werk eine überaus freundliche Aufnahme fand. Auf den Inhalt des Stückes soll ausnahmsweise nicht näher eingegangen werden, da die Tagesgesetungen schon vor einiger Zeit darüber berichtet und hier des Stückes nur post festum Erwähnung getan wird. Nur kurz sei dazu als persönlicher Eindruck noch erwähnt, daß mir in das liebevoll gezeichnete Bild des geklärten großen Meisters Lionardo, der nach dem von Ernst Ludwig gewollten Bild ein Greis, von abgeklärter, leidenschaftsloser Lebensweisheit gewesen sein muß, durch die ein wenig pikanten, an Komma Banna gemahnenden Schlußzeilen mit ihrer verdrängten Erotik ein Mißton hineingebracht scheint.

Konnten dem Drama „Leda“ gegenüber schon die Breslauer Ausdruck geben, wie dankbar man heute ist, wenn man sieht, daß es auch noch Werke gibt, die jenseits von „Armut und Liebe“ und Zufallskarakteren liegen, so würde ihnen dieser Tage in Christian Dietrich Grabbe's „Sannibal“ ein Werk ins Gedächtnis gerufen, so recht geeignet, des deutschen Volkes Anglisten kühn zu beleuchten an dem Schicksal des stolzen Karibavolkes und seines Feldherrn Sannibal. Es sind gerade 85 Jahre, daß Grabbe, dies bunte, wilde, brodelnde Spiel schrieb und wenn es heut auch in an-

deren Städten aus der Versenkung heraus auf die Bühne von 1920 gestellt wird, hat dies gewiß seine Gründe. Jedoch scheint mir die Bedeutung gerade dieses Stückes für die Gegenwart weniger darin zu liegen, daß man es (besonders von alldeutscher Seite) als ein Symboldrama für deutsche Hoffart und deutschen Sturz hinstellt und damit in die Sphäre einer billigen politischen Aktualität zerren zu können glaubt. Nein, bestimmend für die Aufführung dieses Werkes, das einen viel höheren Wert in sich trägt, als den einer „literarischen Ausgrabung“ dürfte wohl dies gewesen sein: Hier greift etwas: Romantik und Realismus, Geist und Leben, Vernunft und Natur selbstam verknüpfend, im Zerfall der Formen eine neue Form erstellend, aus der gepflegten und peinlich kultivierten Umwelt des beginnenden 19. Jahrhunderts in die ungeheure Problematik unserer jüngsten Epoche. Hier steigt aus dem Genieultus der Romantik ein Mensch empor, der die Geister seiner Zeit, Schelling und Hegel, verleugnet; divinatorisch über den Machtwillen Reiches hinausgeht und schon ein menschliches Idealbild erschaut, nach dem unsere Gegenwart noch ringt. Grabbe war ein durchaus moderner Mensch; um ihn als solchen zu sehen, muß man freilich die gefärbte Brille des Bananen und fleischlichen Moralisten beiseitelegen. Dann aber steht Grabbe vor uns als der Typ des neuen Menschen: nervös, überreizbar, beweglich, schnell reagierend, und doch stark und von zäher Energie, leidenschaftlich auf das Ganze gehend, ungemüht niederreichend, um freie Bahn zu bekommen: ein Luder-dorff Charakter. Nur daß Grabbe vor diesem noch voraus hat die Gabe intuitiver Eingebung und zugleich einen tiefen, naturwissenschaftlich gesunden Tatsachenblick. Und so hat uns, lange vor Nietzsche, Grabbe das Triumphlied des Übermenschen gesungen eben in seinem „Sannibal“. Sannibal steht vor uns als der Mensch aller Kräfte und Erlebnisse, als das Genie, als der Titan, der herrlich an den Sternen reißt und doch das Schicksal des Erdgebundenen tragen muß. Und wenn wir am Ende des Stückes stehen, können es grell als Dissonanz uns in die Ohren, dies Erdenschicksal eines ganz Großen: grell und schneidend glaubt man das bittere Lachen Wedekinds zu hören.

Breslau. Wilh. Merckes.

Sind nicht wenige von denen, die sich beim Militär die deutsche Sprache leidlich angeeignet haben und sich noch heute gern an ihre Soldatenzeit erinnern, als ebensolche Utraquisten anzupreisen. Denn nicht jedem polnischen Rekruten wurde das schöne Epitheton „polnisches Schwein“ an den Kopf geworfen, und von den davon betroffenen Leuten nahmen es die vernünftigen schon damals nicht sehr „krumm“, und jetzt lachen sie einfach darüber. Endlich die Kur-Polen. Viele von ihnen hat man dadurch einigermaßen zufriedengestellt, daß man jetzt in allen Schulen den Kindern die Möglichkeit bietet, polnischen Religions- und polnischen Sprachunterricht zu genießen. (Auch die Forderungen der „Nationalisten“ unter ihnen werden sicherlich schon in kurzer Zeit berücksichtigt werden.) Und in der Tat, in den Reihen der Polophilen stehen neben einigen Idealisten, sowie zahlreichen landfremden und auch einheimischen Agitatoren hauptsächlich ältere Männer, die nicht Soldat gewesen sind, ferner ältere Frauen und, nicht zu vergessen, diejenigen, die nicht „alle“ werden, die blindlings ihren Führern folgen. — Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß gegenwärtig eine ganze Anzahl Oberschlesier, verärgert und verhebt, von Deutschland nichts mehr wissen wollen. Aber ich bin der festen Überzeugung, daß sich die meisten von ihnen wieder anders bestimmen werden, sobald ihnen klar geworden ist, wie sehr sich das bevorstehende Abstimmungs- oder Reichstags- oder Gemeindevahl untersteht. Diese können, falls man sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht, bei einer Neuwahl wieder forgerichtet werden die Volksabstimmung über die Zugehörigkeit Oberschlesiens dagegen erfolgt nur einmal, und ihr Ergebnis ist unabänderlich; sie entscheidet über das Schicksal nicht nur der jetzigen Bewohner des Landes, sondern auch seiner künftigen Geschlechter — vielleicht für immer.

Darum werden wir Oberschlesier trotz allem — ich habe noch nicht einen Augenblick daran gezweifelt — mit überwältigender Mehrheit für das Verbleiben unserer Heimat bei Deutschland stimmen.

Gleiwitz.

Rector Osiwacz.

Nachmals: Das brennendste Problem unserer Finanzwirtschaft.

Von Dr. Adamich, Breslau.

Herr Sepner beschäftigt sich in Nr. 6 des „Oberschlesier“ mit meinem Aufsatz „Das brennendste Problem unserer Finanzwirtschaft“. Herr Sepner erklärt, daß die Zerrüttung unserer Volkswirtschaftlichen Verhältnisse die Schuld an den zerfallenen Verhältnissen trage. Ich wüßte nicht, daß ich in meinem beanstandeten Aufsatz einen anderen Standpunkt vertreten hätte. Zwar beschäftigte sich mein Aufsatz im Zusammenhang mit dem Vermögensabgabe hauptsächlich mit dem Problem der Noteninflation. Nichtsdestoweniger betonte ich ausdrücklich, daß „die Arbeit unserer Notenpresse nicht die einzige und auch nicht die Hauptschuld an der Entwertung der deutschen Mark im Ausland trägt. Wenn wir, so heißt es weiter, wie es in den letzten Monaten der Fall war, monatlich Waren im Werte von 2 Milliarden einführen und Waren im Werte von nur 1 Milliarde ausführen (nach den letzten Veröffentlichungen beläuft sich die Einfuhr sogar auf 2 1/2 Milliarden, die Ausfuhr auf 1 1/2 Milliarden), dann kann Angebot und Nachfrage von Zahlungsmitteln unmöglich im Gleichgewicht stehen.“ Aus dieser Stelle geht meines Erachtens klar hervor, daß ich die Zerrüttung der wirtschaftlichen Verhältnisse keineswegs verkenne. Geringere Einfuhr, größere Ausfuhr, ist meine Forderung. Diefem, von mir in dem beanstandeten Aufsatz vertretenen Standpunkt gegenüber, sagt Herr Sepner nichts Neues und nichts Gegensätzliches, wenn er sich die Äußerung von Herrn Willbrand in der französischen Kammer zu eigen macht, „möglichst viel Güter erzeugen und möglichst wenig Güter verbrauchen, das sei die Lösung.“

Zum Code Richard Dehmels.

Von Alfred Heim-Beuthen.

Die schöne wilde Welt ist ihm verwehrt. Das leidenschaftliche, zersetzte Antlitz, in dem sich Qualen und Freuden der ganzen Menschheit ausprägen können, hat der Tod mild gemacht. Die großen funkelnden Augen träumen nicht mehr: „Aber die Liebe...“ Das Werk lebt, schlafte ruhig, Weiser! Immer wieder werden zwei Menschen durch Tal und über Gipfel der Liebe zu schreiten, lebendig keine „Zwei Menschen“ vereinigend, getragen vom Rhythmus deiner hohen Verse, ein jedes Weib wird durch die Verwandlungen der Venus gehen, und alle werden zu dem Jubel emporsteigen: „O schöne wilde Welt!“

Die aber, mit denen du im Kriege warst, lernen aus deinem „Kriegsbrevier“ und aus deinem Kriegstagebuch immer wieder edle, deutsche Liebe zur Heimatdeute. Wie groß war dein Glaube an dein Volk: Kurz vor der Revolution wachtest du noch einen „Aufbruch an die Erleichen zum letzten Kampf!“ Sie kamen nicht, und mancher lächelte über den kindlichen Dichter. Und mancher konnte nicht die Brücke finden von deinen revolutionären Liedern zu diesem vaterländischen Ausruf. Doch handelst du überhaupt einmal im Leben logisch? Tareit du nicht stets das, was dir das Gefühl befahl? Wardst du nicht mit deinen 52 Jahren Kriegsfreiwilliger und standest als Leutnant in westlichen Gräben? Du siehst dein Deutschland tief, riebst deinen Kameraden im Felde zu: „Geh die Fahne!“ aber du sangst auch das schöne Lied vom Arbeitsmann und grüßtest ernst und feierlich, hoffnungsvoll und heilig das Rot der Revolution, weil dieses Rot dem Vaterlande unerschöpfend entzündete. Du fühltest es, und grüßtest es, der Kriegsfreiwillige, der an der Grenze des Geistesumsturz stehende Front-Leutnant, der sich in den Gräben von Verdun das böse Leiden holte, das deine letzten Tage birterte und dir schließlich den frühen Tod gab.

Ein Führer unter den Dichtern ist tot. Es lebe kein Werk! Der Mark Brandenburg entsprossen,

Nach dem Gejagten mache ich also keineswegs die Noteninflation allein für die gegenwärtigen Verhältnisse verantwortlich. Trotz dieses meines Standpunktes würde ich es aber doch nicht wagen, von „einer vollkommenen Verfehlung des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge“ zu reden (so Herr Sepner), wenn jemand die Notenüberschwemmung für den Tiefstand unserer Währung verantwortlich macht. Diese Auffassung, welche außer von Irving Fisher und Gustav Cassel von der unumstritten größten deutschen Finanzautorität, Alfred Ransburgh, vertreten wird, läßt sich doch nicht im Rahmen eines kleinen Aufsatzes mit einigen leicht hingeworfenen Worten abtun.

Herr Sepner vermischt in meinem Aufsatz den Hinweis darauf, wie der Steuerertrag zur Verringerung des Notenumlaufes benutzt werden könnte. Nachdem sich die Finanzpresse wochenlang mit dieser Frage herumgeschlagen hat, hielt ich jeden Hinweis für überflüssig. Heute will ich das Verfaumte nachholen: einfach verbernen! Bezüglich des Zusammenhanges von Steuer und Noteninflation verweise ich auf die Aufsätze im Handelsteil der „Frankfurter Zeitung“ vom 1. 1. „Ausblick auf das Jahr 1919“ und vom 5. 2. „Das Spiel an der Börse.“

Herr Sepner präzipiert zwar seinen geldtheoretischen Standpunkt nicht. Der Satz aber „eine künftige Verringerung des Notenumlaufes kann daran auch nicht ein Sota ändern“, läßt darauf schließen, daß Herr Sepner auf nominalistischem Standpunkt steht. Er scheint mit Heyn (Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr), Liepmann (Die Goldvermehrung im Weltkrieg, Stuttgart 1916), Dalberg (Die Entwertung des Geldes, Berlin 1918), Hausmann (Goldwahn, 1911), Bendixen (Währungs- und Geldtheorie im Lichte des Weltkrieges), der Knapp'schen Schule (Die staatliche Theorie des Geldes) anzugehören. Über diesen Standpunkt läßt sich reden. Ob er aber richtig ist, ist eine andere Sache. Diejenigen kriegsführenden Länder, welche die intaktete Währung haben, nämlich die Vereinigten Staaten und England, haben in der Praxis am metallistischen Standpunkt wie ihn außer dem Herausgeber der „Bank“ Ransburgh (Die Kriegskostenbedeutung und ihre Quellen, 1917), G. Cassel (Deutschlands wirtschaftliche Widerstandskraft), Moll (Logik des Geldes), Terhaghe (Währung und Baluta, 1916), Gyllen (Die beachtliche Entwertung des Geldes, Schmollus Jahrbuch 1917), theoretisch vertreten, fest festgehalten. Soweit das England mit der Ausgabe der currency notes (31. 12. 19: 356 Mill. £) nicht getan hat, war es wenigstens formell bemüht, seinen geldtheoretischen Standpunkt dadurch zu retten, daß es die Bank von England und die Ausgabe der currency notes von einander trennte. Wir meinen, man sollte doch nicht an der Auffassung der beiden größten Geldländer achtlos vorübergehen. England und Amerika werden schon wissen, warum sie sich (nach nominalistischer Auffassung) den „Luxus“ jener vollen Goldbedeckung leisten! Übrigens haben sich erst jüngstens hervorragende Männer der Praxis in demselben Sinne geäußert. Der zurücktretende Schatzsekretär Wilsons, Herr Carter Glast, äußert sich in seinem kürzlich erschienenen Schreiben an den Präsidenten der New-Yorker Handelskammer: Die bestehende, die ganze Welt umfassende Währungs- und Kreditinflation ist eine Folge der Tatsache, daß in einem Zeitraum von 5 Jahren die Bevölkerung mehr verbraucht und zerstört hat, als produziert und erzeugt worden ist. Und gegen das so zerstörte Vermögen haben die kriegsführenden Länder Geldzeichen ausgegeben. Im Memorandum der Valutakonferenz zu Amsterdam am 2. und 3. November 1919, das u. a. die Unterschriften von Sir Josiah-Smith, Lord Inghave, Walter Leaf, Hoover, Taft, Vandenberg, Warburg enthält, heißt es, daß „kein Land auf einer logial und wirtschaftlich geordnete Zukunft rechnen kann, wenn es durch fortgesetzte Inflation des Geldumlaufes und Steigerung der verzinslichen Schulden ohne entsprechende Steigerung der greifbaren Werte

seine laufenden Bedürfnisse befriedigen will.“

Wir können hier nicht auf die Gründe, welche uns gegen den Nominalismus zu sprechen scheinen, näher eingehen. Auf eins möchten wir aber doch hinweisen: In den größeren Städten werden sofort die Preise in die Höhe gehen, wenn den Beamten die 150 prozentige Teuerungszulage ausgezahlt werden wird. Es ist das auch nur natürlich. Wenn sich um die 20 Gänge, die vielleicht auf den Markt kommen, statt, wie bisher 30 Käufer, vielleicht 50 Käufer herumstoßen werden, wird natürlich der Händler sofort seine Preise ausschlagen. Hier haben wir die Inflationserscheinung an einem praktischen Falle: Die Warenmenge ist dieselbe geblieben, die ihr gegenüberstehende Geldmenge aber ist größer geworden. Wenn also, nach unserer Auffassung wenigstens, durch Zunahme des Notenumlaufes die Preise in die Höhe gehen, so schließt das wohl auch in sich, daß durch künftige Verringerung des Notenumlaufes doch wohl manches geändert werden könnte.

Den Vorschlag „man könnte ja 1/2 des Ertrages der Vermögensabgabe zur Erhöhung des Bankdiskontos, zu Zuschlägen bei bargeldlosen Auszahlungen des Staates und zu Nachlässen bei bargeldlosen Zahlungen an den Staat verwenden“ (wie denkt sich Herr Sepner die Ausführung dieses Vorschlages?) mache nicht ich, sondern Herr Sepner. Wenn dann Herr Sepner weiterhin diesen Vorschlag ab absurdo führt, dann widerlegt er sich selbst, aber nicht mich. Im übrigen aber gelingt Herrn Sepner nicht einmal die Selbstwiderlegung. Da muß ich ihn doch vor sich selbst schämen! Wenn die Noten nach dem Vorschlag Herrn Sepners in „Giral“geld umgewandelt werden, dann müssen sie eben bei Banken eingezahlt werden. Geschieht das aber, so haben die Noten, solange sie bei den Banken ruhen, keine Kaufkraft. An die Stelle der Kaufkraft der ruhenden Noten tritt dann die Kaufkraft des Giralgeldes.

Sobald ich von Einzelheiten absehe, möchte ich zusammenfassend bemerken, daß Herr Sepner und ich im Grunde genommen wohl einer Meinung sind. Ich bin wohl mißverstanden worden, wenn man meine Ausführungen dahin verstanden hat, daß auf mich die müßlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie in der Handels- und Zahlungsbilanz zum Ausdruck kommen, gar keinen Eindruck machen. Sollte aber Herr Sepner dem ungeführten Notenumlauf gar keine Bedeutung zumeilen, wie man nach dem Satze „eine künftige Verringerung des Notenumlaufes kann daran auch nicht ein Sota ändern“ immerhin annehmen könnte (oder bezieht sich das Wörtchen „daran“ nur auf „bettelarm“ im vorangegangenen Satze? Darauf wäre zu erwidern, daß ich im beanstandeten Aufsatz die Frage der Reichumsminde rung überhaupt nicht unterlöst habe), dann kann ich Herrn Sepner allerdings keine Hoffnungen machen, daß ich ihm „auf diesem Wege folgen werde.“

Oberschlesische Sportnachrichten.

Umschau.

Außer dem Ratihor sind nun auch die Gaumeister von Rattowitz und Gleiwitz gekürt. Die noch fehlenden Spiele dürften an dem Gaumeistertitel nicht mehr zu rütteln vermögen. Diana-Rattowitz, die diesen ehrenvollen Titel für sich in Anspruch nehmen kann, hatte wohl die härtesten Kämpfe zu bestehen, weil gerade im Gau Rattowitz außer an der Tagesordnung stehenden Überfallungen, alle Gegner nur ganz wenig Unterlegenheit zeigten. Im Gau Gleiwitz hat der oberchlesische Meister von 18/19 sich wieder zum Gaumeistertitel aufgeschwungen und wird an einem der nächsten Sonntage die Oberschlesische Meisterschaft zu verteidigen haben. Ratihor 03 hatte schon lange die Gewisheit des Gaumeisters, was wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, daß die Doppelner und der Cofeler Verein seine Mannschaften von den Verbandsspielen zurückgezogen haben. Die noch reiflichen Spiele werden somit wohl etwas an Spannung

Von allen Bergen drücken

Nebel auf die Stadt;

Es dringt kein Dach, nicht Hof noch Haus,

Kein Laut aus ihrem Rausch heraus,

Raum Türme noch und Brücken.

Doch als dem Wanderer graute,

da ging ein Lichtlein auf im Grund;

und durch den Rauch und Nebel

began ein leiser Lobgejang

aus Kindermund.

.... nur Nacht am Himmel steht... Das ist nun des so früh verglühenden Dichters kaltes Los geworden. Aber wie dies Gedicht mit einem „Lobgejang aus Kindermund“ endet, so soll auch hier die Hoffnung aufleuchten, daß dem Zwijungen die Jugend seine glühenden Dichtungen nie vergessen wird.

Dieser „Psalm der Verwunderung“ möge noch beweisen, wie in diesen Tagen, fast ein Greis, der kindlich großen Blickes in die Welt träumende Dichter das Leben mit einem seligen Optimismus anfaß:

Wie ist diese Welt doch entzückend und gräßlich!

Wie ist jede Seele gemein und herrlich!

Wie ist das Leben schauerlich schön! —

Wenn wir stillstehen vor einer Wiesenblume,

aus der ein seliger Falter Duft jagt,

und unten im Gras kriecht allerlei Wurmvolk

mit mörderischen Ferkelwerkzeugen:

ist das nicht gräßlich? —

Wenn ein Adler niederstürzt auf ein schwaches Lamm,

das fröhlich am Berghange weidete,

und schon erhebt sich der Gewaltige wieder

und trägt mit glänzenden Fingergelägen

seine Beute über die Gipfel hinweg;

ist's nicht entzückend? —

Wir lagen fürs Vaterland im Krieg

und haben gemordet und gebrandschagt

und nannten unsere Feinde Schweine,

die doch nichts anderes taten als wir;

den Föhrenwäldern von Wendisch-Hermisdorf, wurde der Förstersohn Versicherungsbeamter; seine ersten Werke waren Nachschriften über Versicherungsverfahren. Wie er plötzlich Dichter wurde? Eines Tages sagte seine Braut zu ihm: „Du liebst nur dein Traumbild von mir, du bist ein Dichter!“ Sein erstes ungedrucktes Werk waren dann seine zu einer Art Novelle mit Prosa-Zwischensätzen zusammengefügten Liebesgedichte, die er aber bald verwarf, als er eine gewaltige Ähnlichkeit mit Dantes Konfessionsnovelle „Vita Nuova“ bemerkte, die er allerdings erst später las. Er verbrannte das Manuskript. Nur einzelne Verse nahen er in seinen ersten Gedichtband „Erlösungen“, auf den er mit 27 Jahren herausgab. Nun folgte bald Buch um Buch. Große Erfolge lockten besonders hervor: „Aber die Liebe!“ „Weib und Welt!“ und der gewaltige Roman in Romanen „Zwei Menschen“. Dazwischen träumen schied einige Kinderbücher auf, die er teilweise mit seiner ersten Gattin Paula Dehmel, die im Jahre 1918 starb, zusammen schrieb. Mit den Sammlungen „Die Verwandlungen der Venus“ und „O schöne, wilde Welt“ — sämtlich Werke waren inzwischen in den S. Fischer-Verlag übergegangen — wurde Dehmel der berühmteste Lyriker seiner Tage.

Was ist an seinen Werken so begeisterungserregend? Liebe, Liebe, Liebe! Mit rücksichtsloser Wahrheit gibt Dehmel seine Gefühle kund. Er überträgt den leidenschaftlichen Rhythmus seines Blutes auf seine Verse. Das Weib ist noch unter keiner Dichterhand so verlockend erglöst und erblüht. Aber auch die größere Liebe zu Heimat, Welt und Gott findet einen rhythmischen, beruhigenden Sänger. Fast immer treffen Ton und Form die Stimmung. Wie wunderbar ist das Gedicht:

Die stille Stadt.

Liegt eine Stadt im Tale,
ein blauer Tag vergeht,
es wird nicht lange dauern mehr,
bis weder Mond noch Sterne,
nur Nacht am Himmel steht.

verlieren. Dafür dürfte jetzt eine Reihe flotter Gesellschaftsspiele einziehen, die zum sportlichen und gesellschaftlichen Zusammenkloß der oberflächlichen Sportvereine viel beitragen. Als erfreuliche Tatsache kann man allerorts in Oberösterreich beobachten, daß auch die Jugend- und Schülereinnahmen in feste Hände gegeben werden. Während sich die Schulen organisiert Fußballspiel früher sehr ablehnend gegenüber verhielten, hat man in neuester Zeit doch eingesehen, daß es besser ist, der Jugend einen routinisierten Sportlehrer zu stellen, als daß diese „wild“ spielt. Gespielt wird doch! Und wenn man ihnen nicht von Vereinen aus die nötigen Geräte stellt, so müssen eben Lumpenbälle und Konfervenbüchsen herhalten. Bei der Kostspieligkeit des Sportwerks werden die Eltern der Kinder natürlich nicht sehr erfreut darüber sein. Ein sehr interessantes Treffen zweier Schülermannschaften wurde vergangenen Sonntag in G. o. j. gezeitigt. Die Jugend verleihe ihre Anziehungskraft auf das Publikum nicht, denn das Spiel zeigte die gleiche Zuschauerneigung wie andere Fußballtreffen. Auch an anderen Orten wurden ähnliche Spiele ausgetragen, die unter bewährter Leitung gute Sportbilder boten. Um die Jugend vor Überanstrengung zu schützen, ist die Spielbauer auf 2 mal 1/2 Stunde festgesetzt. — Will der Gau Reutheben uns mit keiner Berichterstattung weiter so stiefmütterlich behandeln?

Fußball.

Gau Kattowitz. Hier nehmen die Verbandsspiele ihren Fortgang. Daß die Spiele nach dem Festhalten des Meisters an Interesse eingebüßt haben, ist ja erklärlich. Die Spiele ergaben durchweg sehr knappe Resultate, ein Beweis für die gleiche Spielfähigkeit der einzelnen Vereine. So trennten sich Germania I Balzeng mit einem Unentschieden von 1 : 1. Das gleiche Resultat erzielten Diana II und Spiel- und Sportverein Laurahütte II. In der B-Klasse schlug die Kattowitzer Turngemeinde I die I. Elf von Myslowitz 09 mit 3 : 1, während Preußen III gegen Germania III knapp mit 3 : 1 unterlag. Der nächste Sonntag bringt uns in der A-Klasse das Spiel Balzeng I — Diana I, welches aber auf die Meisterschaft keinen Einfluß mehr hat. Die Entscheidung in der II. Klasse dürfte zwischen Preußen II und B. f. K. II Myslowitz fallen.

Gau Gleiwitz. Das letzte erstklassige Verbandstreffen in der Spielzeit 1919/20 kam in dem Spiel T. B. B. I — J. C. Ruda I zum Austrag. Trotzdem beide Mannschaften mit Erfolg antraten und sich Anfangs ein ziemlich offenes Spiel lieferten, siegen die Turner mit 5 : 2, nachdem noch bis Halbzeit das Spiel 2 : 1 stand. Mit diesem Spiel haben die Turner den Gaumeistertitel für 1920 errungen. Sie werden sich anstrengen müssen, bei den Zwischenjahren um die Oberösterreichische Meisterschaft den Titel wieder zu verteidigen. Die Turnerei ist vor allem eine alleinige Spielerei und ein körperlich schwerer Gegner, der es mit den spielerischen Fähigkeiten nicht so fein nimmt. Nach der bisher gezeigten Spielweise der anderen Gaumeisterschaftsanwärter dürfte doch Vorwärts keinen allzu schweren Stand haben. Der Umstand, daß B. f. B. und J. C. S. ihre ersten Mannschaften von den weiteren Verbandsspielen zurückgezogen haben, bedeutet das Ende der diesjährigen Meisterschaftsspiele. Wir bringen nachstehend eine tabellarische Übersicht. Stand der Spiele am 16. Febr. (Veränderung der II. Serie.)

Verein	Spieler	Gewinnen	Unentschieden	Verloren	Torzahl	Punkte
T. B. Vorwärts, Meister 18/19	10	9	1	—	36 : 12	19
Berein für Bewegung	7	3	2	2	14 : 10	8
Rasenportverein	8	3	1	4	12 : 16	7
B. G. Sportfreunde	7	3	—	4	17 : 16	6
J. C. Preußen Zab.	8	3	—	5	16 : 16	6
J. C. Ruda	8	—	—	8	6 : 26	—

J. C. Ruda II weichte am vergangenen Sonntag in Zab. o. r. z. und verlor gegen Preußen II mit 0 : 6, dagegen

war J. C. Ruda III gegen Preußen III mit 5 : 0 erfolgreich. Das Spiel M. T. B. I gegen M. B. G. II fiel aus.

Die kommenden Sonntage bringen jetzt nur hauptsächlich zweit- oder drittklassige Treffen, die von den Spielen um die Oberösterreichische Bezirksmeisterschaft unterbrochen werden. Mit dem Monat April werden dann wohl die ersten I. klassigen Freundschaftsspiele einziehen.

Gau Ratibor. Hier finden nur Trainingsspiele statt, soweit es die I. Mannschaften betrifft. In Ratibor spielte die III. alte Herrenmannschaft gegen die I. Schülermannschaft 1 : 1. Die I. alte Herrenmannschaft gewann gegen die II. mit 7 : 3. Beim Spiel der I. Jugendmannschaft Preußen gegen die gleiche von S. C. Schlesien 07 verlor diese mit 0 : 2.

Neuberg D. S. Am Sonntag, den 8. Februar, standen sich die Mannschaften des hiesigen Sportvereins und des Männerturnvereins von hier in Fußball gegenüber. Das Wetter war günstig, die landige Beschaffenheit des Spielplatzes ließ trotz der vorhergehenden heißen Tage ein ungehindertes Spiel auskommen. Die Wettkämpfer zeigten auf beiden Seiten einen unermüdeten Spielreiz und waren bemüht, flott und tatkräftig vorzugehen. Recht flink und geschickt spielt der Sportverein, sobald es ihm auch gelingt, in der ersten Halbzeit drei Tore zu machen, der Männerturnverein darf ein Tor buchen. Letzterer entbidet sich das Spiel in der zweiten Halbzeit, weil der Männerturnverein sich bestrebt, seine Punktzahl zu erhöhen. Seine kurzen und scharfen Bälle gehen ins Tor, sie werden aber vorzüglich aufgefangen. Nach längerer Spielzeit erringt er ein Tor. Kurz vor Schluß gewinnt überraschend der Sportverein auch ein Tor, jedoch der Wettkampf zwischen Sp. und M. T. mit 4 : 2 endete.

Spielbericht.

Jugendmannschaft Verein Coseler Sportfreunde gegen Gymnasialmannschaft Cosel 2 : 1 (1 : 0).

Am vergangenen Sonntag trat die neu gegründete Jugendabteilung des Vereins Coseler Sportfreunde erstmalig in die Öffentlichkeit und konnte ihr Debüt mit obigem Siege feiern. B. C. S. hat Platzwahl und wählte Sonne und Wind im Rücken. Der Anstoß wird auch durchgeführt und die Schülermannschaft kann ungefähr 15 Minuten lang das feindliche Tor beschießen. Doch endlich macht sich B. C. S. frei und kann nun auch einige gefährliche Durchbrüche einleiten und den ersten Erfolg erzielen. Die Coseler Mannschaft findet sich nun immer besser zusammen, kann jedoch bis Halbzeit nichts mehr erreichen. — Nach Seitenwechsel nimmt Cosel sofort das Wort wieder in die Hand und es entwickelt sich nun ein Mittelspiel. B. C. S. kann wieder einen gefährlichen Durchbruch einleiten, welcher durch den Mittelfürmer zum zweiten Erfolg führt. Die Gymnasialmannschaft gibt nun alles auf sich heraus und kann auch ihr Ehrentor erzielen. Die Gymnasialisten, durch diesen Erfolg ermuntert, greifen nun ihrerseits das Coseler Tor wiederholt an, können aber nichts mehr erreichen. So endete das äußerst interessante Treffen mit einem einwandfreien Siege der Jugendmannschaft.

Futsalentscheidungs-Spiel Sportfreunde Cosel — Sportfreunde Gleiwitz in Cosel 1 : 1 (0 : 0).
(Verpätet.)

Nachdem Sportfreunde Cosel in der Berrunde seinen Bruderverein aus Oppeln überlegen mit 5 : 2 geschlagen hatte, standen sich am 8. 2. obige Mannschaften im Entscheidungsspiel gegenüber. Der Wettergott hatte endlich einmal Einsicht und ließ Frau Sonne lächeln. Dieser Umstand lockte eine recht ansehnliche, über 1000 köpfige Zuschauermenge auf den Sportplatz des veranstaltenden Vereins, beeinträchtigte aber andererseits die Bodenbeschaffenheit. Frau Sonne brachte es fertig, den stark getrockneten Boden aufzutauen. Auf das Tempo und den Auszug des Spieles — das sei vorweg gesagt — hatte dies jedoch wenig Einfluß. — Gleiwitz hat Platzwahl und wählt die Sonne im Rücken. Cosel stößt an, vermag jedoch nicht vorzudringen und sind die Gleiwitzer bald am Coseler Tor. Es dauert jedoch nicht lange, dann findet

sich der Coseler Sturm zusammen und statter dem Tore seines Gegners einen längeren Gegenstoß ab, der 3 Ecken einbringt, die jedoch nicht verwandelt werden. So wagt der Kampf auf und ab. Vorlos geht es in die Halbzeit. Nach derselben das gleiche Bild. Wiederum ein schönes, flottes, offenes Spiel. Kurz vor Halbzeit sendet Gleiwitz infolge eines Fehlers des linken Verteidigers Stoß unhaltbar ein. Doch nicht lange sollten sich diese Vorlesungen erfreuen, denn bereits nach 2 Minuten wird ein wegen Hand gegebener Einwurf von Haller glatt verwandelt. Mit 1 : 1 ist die reguläre Spielzeit beendet. Die Spielführer einigen sich auf 2 mal 10 Minuten Spielverlängerung. Gleiwitz hat wiederum die Sonne im Rücken. Auch diese Zeit verläuft ergebnislos. Nunmehr soll bis zur Entscheidung gespielt werden. Doch die einbrechende Dunkelheit verbietet dies. Nach einer Spielbauer von 2 Stunden 40 Minuten ist ein schönes, selten interessantes Spiel, das von beiden Seiten in bewunderungswürdiger Weise durchgeführt wurde, zu Ende. Die Gäste aus Gleiwitz hinterließen einen vorzüglichen Eindruck. Neben einem flotten, angreifungslustigen Sturm besitzen sie eine gute Verteidigung. Der Torhüter hatte seinen besonderen Tag. Der rechte Käufer hielt gut Platz und bedeckte den Linksaußen von Cosel ständig ab. Der Sturm der Coseler wies nicht weniger als 4 Verfolger auf. Die Halbbreite Schubert, Lerche, Bartonel waren sehr gut. Die besten Leute vom Felde waren der unermüdete, technisch hervorragende Mittelfürmer Haller und der rechte Verteidiger Joachimsh, der durch Bombenschläge und große Ruhe und Sicherheit auffiel. Auf Haller und Joachimsh sei der Bezirk Oberösterreich besonders aufmerksam gemacht. In Herrn Reichold beist der Verein Coseler Sportfreunde einen Schiedsrichter, den er getroßt zu repräsentativen Spielen entsenden kann.

Den Leistungen des Stützlers des Pokals zufolge soll das Wiederholungsspiel nochmals in kürzester Zeit in Cosel steigen.

Verein Oppelner Sportfreunde I gegen Vereinigte Breslauer Sportfreunde I.

Am 1. Februar hatten die Oppelner Sportfreunde ihren Bruderverein aus Breslau zu Gäste; leider brachte das Spiel nicht den erwarteten Sport, da die Leistungen infolge der fürchterlichen Platzbeschaffenheit beiderseits mäßig blieben. Zunächst ist Oppeln überlegen, kann aber seinen zahlungsmäßigen Erfolg ausrichten. Sichere Chancen bleiben unausgenutzt, mehrere Ecken erzielt, die aber nicht verwandelt werden. Langsam findet sich Breslau zusammen. Nach Halbzeit sind die Gäste stark überlegen. Die Ausenforten sind flink und vorzüglich, die gesamte Mannschaft ist auf dem Posten. Doch auch die Oppelner geben ihr Bestes und mehrmals sind sie vor dem feindlichen Tor, allein die Geschicklichkeit des Torwärtlers vergönnt ihnen keinen Sieg. Der Breslauer Sturm ist wieder vor dem Oppelner Tor und sendet unhaltbar ein. Oppeln bemüht sich vergeblich um den Ausgleich. Die Breslauer Sturmreihe bricht wieder durch und zum zweiten Male geht der Ball ins Oppelner Netz. Mit 2 : 0 wird das Spiel, das nur 40 Minuten gedauert hat, beendet.

Schwimmen.

Der deutsche Schwimmverband beabsichtigt im Juni d. J. in allen Städten Deutschlands ein Wettbewerb in men zu veranstalten, um die vielen Kreise, die diesem gesunden Sport fremd und verständnislos gegenüberstehen, dafür zu gewinnen. Selbstverständlich werden sich an diesem Wettbewerb, das wie der Jugendwettbewerb, der vom Deutschen Reichsausschuß angeregt ist und in allen Orten am gleichen Tage stattfindet, unsere oberösterreichischen Städte beteiligen. Das ist natürlich nur in Orten mit Schwimmgelegenheit möglich und damit ist es leider in Oberösterreich äußerst traurig bestellt. Doch wir hoffen ja gerade durch dieses Verwecheln auch darin etwas zu erreichen.

Langsam, sehr langsam nur ist es dem Schwimmsport gelungen, in Oberösterreich festen Fuß zu fassen, ungewohnte Schwierigkeiten mußten überwältigt, unzählige Steine aus dem Wege geräumt, dazu gehört z. B. das blinde Vorurteil, und außerordentlich ungünstige Lokalverhältnisse nutzbar ge-

zeugnis (am Gymnasium zu Danzig) bezog er, neunzehnjährig, die Universität in Berlin, um Philosophie, Naturwissenschaften und Volkswirtschaftslehre zu studieren; eine recht harte Zeit für den jungen Studenten, der sich bei mäßigen Vermögensverhältnissen seiner Eltern das Geld zum Studium durch Erwerb von Nebenverdienst selbst verdienen mußte; er war eifrig journalistisch tätig. 1887 promovierte er zum Dr. phil. und fand sodann gutes Unterkommen als Sekretär des Verbandes deutscher Feuer-Versicherungsgesellschaften; er gab diese Stellung 1895 auf, bereiste in den Jahren 1899—1902 Italien, Griechenland, die Schweiz, Holland, England und war sodann zunächst in Berlin, späterhin in Manteufe als freier Schriftsteller tätig. Fünfzigjährig erlitt er bei Ausbruch des Weltkrieges freiwillig zu den Fahnen, mußte aber diesen Dienst einer schweren Nervenentzündung wegen bald aufgeben. Diese Krankheit hat, in Verbindung mit einer plötzlich hinzutretenden Lungenaffektion, nunmehr den Tod des Dichters herbeigeführt.

Alles, was unsere Zeit an kennzeichnenden Geisteswerten besitzt, war Dehmel eigen; es einten sich in ihm Altes und Neues, Schönes und Häßliches, Idealismus und Realismus, Sinnensfreude und Mystizismus, Triebhaftes und Reingeistiges. Und aus all dem führten diese Geisteswerte in des Dichters Ideenkreis ein wirres Dasein, larmen und durch einander, vom Intellekt kaum bezähmbar. Und je nach dem Standpunkte des Betrachters, schied ihn das Poeten Auge entweder sentimental, träumerisch, fragend und sehnsuchtsvoll, oder listern, spöttisch und zynisch an.

Der Mittelpunkt in Dehmels gesamten Gefühlsleben bildete die Liebe; in ihren verschiedensten Formen; obenan als Verlangen nach dem Weibe. Die voll von wunderbarer Zartheit der Stimmung, meist aber voll wider umgebändigter Fantastik, Leidenschaft durchglänzt und durchwerteten Liebesgedichte („Über die Liebe“, „Welt und Weib“) machten den Dichter zuerst bekannt und trugen ihm seitens anspruchsvoller Naturen teilweise den Vorwurf der Unästhetik ein. Neu ist an Dehmels Gedichten Anschauungsart und Form; dies gilt auch für sein Buch „Der Kinde der gar-

ten“ u. a. aus dem des Dichters Liebe zum Kinde spricht; tief empfundene, wirklich mit dem Herzen gefühlte Kindesliebe; wohl den größten Teil davon gab er gemeinschaftlich mit seiner erst vor wenigen Monaten verstorbenen ersten Gattin, Paula Oppenheim, heraus. In den Dichtungen seiner Manneszeit tritt Dehmel, in herbstliche Strenge und Serbheit gehüllt, auf, so in dem Epos „Zwei Menschen“, den „Verwandlungen der Venus“ und den „Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt“. Bezeichnend für den Dichter ist sein Zug zum Symbolischen; er steht hier jedoch vollständig unter französischem Einfluß; ist zwar bemüht originell zu sein, aber sein Symbolismus hat oft etwas Geuchtes, nicht selten sogar etwas Geuchtes. Wie dies, so ist auch seine soziale Lyrik mehr vom Intellekt als von reiner dichterlicher Inspiration diktiert; dennoch finden sich hierbei Prosastücke, die für Dehmels Schaffen besonders kennzeichnend sind; er kennt das Leben genau; kennt dessen ganze, nackte Wirklichkeit; und betätigt aufs wirksamste seinen naturalistischen Sinn in der sozialen Lyrik; greift bei ihrer Darstellung zu den neuesten Erscheinungsformen. Nichts des Ideen haben auf Dehmel tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht, was deutlich aus seinen Schriften zu ersuchen ist.

Im Kern seines Wesens aber ist Dehmel ein anderer als er scheinen will. Sehnsucht, Koffen — zwei Eigenschaften, die in den tiefsten Tiefen eines edlen deutschen Gemüts ihren Wohnsitz haben — zieht durch sein ganzes Schaffen. Sehnsucht! — Nach Gott, dem einzig festen Punkte im Wechsel der Dinge.

Als Dramatiker ist Dehmel mit einigen Arbeiten („Der Überflieger“, „Mischel“, „Mensch und Maschine“) an die Öffentlichkeit getreten; hat aber nicht vermocht, mit ihnen die Bühne zu erobern.

Als Gesamtpersonlichkeit betrachtet, ist in Dehmel der bedeutendste Lyriker unserer Zeit dahingegangen; die Unmöglichkeiten in seinem Schaffen sind weniger dem Poeten selbst als vielmehr der Zeit zuzuschreiben, die ihn hervorbrachte, und die seinen empfänglichen Sinn mit ihren geistigen Werten nährte.

Ad. Stolz-Oppein.

denn wir sind alle Viechisch gemein. — Wir begraben ihre Toten wie die unjeren, wir nannten sie auf dem Grabstein Helben, und aus den Brandstätten der eroberten Dörfer retten wir die kleinen Kinder, deren Väter wir erschossen hatten; wir herrlichen Menschen. — Wer nun glücklich von den Schlachtfeldern heimkehrt und legt den Arm um seine große Frau und küßt dann ihr lebendiges Herz durch ihr Knochengerippe an seines klopfen: O wie schauerlich schön? — Wie ist diese Welt doch unverwundbar! Warum ändert du sie in einem fort, guter Gott?

Als Dramatiker hatte Richard Dehmel erst fünfzigjährig einen auch nicht sehr glänzenden Erfolg mit dem in Berlin aufgeführten Drama: „Mensch und Maschine“. Dehmel ist auch seine „Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt“.

Liliencron ist Dehmels Freund gewesen. Der Dichter war zweimal verheiratet und hat einen Sohn im Felde verloren. Er krankte seit längerer Zeit, trat aber bis zum Schluß — sein letztes Werk war ein Kriegstagebuch — mit Dichtungen an die Öffentlichkeit.

Von anderer Seite wird Dehmel anders gemeldet:

Am 8. Februar ist auf seinem Wohnsitz Blankenese (bei Hamburg) Dr. Richard Dehmel, der bedeutendste Lyriker unserer Zeit, nach längerem schweren Leiden im Alter von 57 Jahren gestorben. Dies gibt Anlaß, auf Leben und Schaffen des Dichters einen Blick zu tun.

Als Sohn eines Försters in der Provinz Brandenburg besuchte Dehmel die Volksschule in Krennmin, später das Sophien-Gymnasium zu Berlin; nach Erlangung des Reife-

macht werden. In Städten wie Oppeln, Ratibor und Cosel, deren günstige Lage an der Oder eine gute Vorbedingung für den Schwimmport bot, hat dieser leicht Eingang gefunden und steht heute in voller Blüte. Anders ist es im Industriegebiet, das wohl in dieser einzigen Beziehung ein Stiefkind der Natur ist. Damit erklärt sich auch die unverhältnismäßig geringe Zahl der Schwimmkonditionen in diesen Orten. Würde dagegen der Oderstrom schon dort durch Schlesien fließen, wären wahrscheinlich die gleichen guten Erfolge zu verzeichnen als an den weiter oben gelegenen Städten. Da könnte man nun einwenden, es gibt ja Hallenschwimmbäder, gewiß, „aber was ist das für so viele!“ Die in den Gruben und Hütten angelegten Hallenbäder sind fast ausschließlich nur für die Angestellten und Arbeiter eben dieser Werke, also der Allgemeinheit nicht zugänglich und deshalb auch für die Allgemeinheit ohne Wert. Es gibt in Oberschlesien nur 3 rege Schwimmvereine, einen Lauscha-Hütte-Siemianowitz, den 2. in Hindenburg (S. B. „Greifen“) und der 3. ist in Gleiwitz. Und wo bleiben die anderen Städte? Kattowitz, das einen so herrlichen Musentempel, so schöne Kirchen, so ungeheuer viel Kinos und Vergnügungsfestivals hat, besitzt ein einziges kleines Hallenschwimmbad, das bei weitem nicht dem Bedürfnis der Bevölkerung entspricht und entsprechen kann. Die durch die Industrie vermehrte Rauch-, Ruß- und Staubentwicklung schafft eben das Verlangen nach der beim Schwimmen bedingten Reinigung, selbst wenn der Schwimmende nicht in der Grube oder Hütte ist. Und sehen wir einmal von der Reinigung ab, darum allein wird ja Schwimmport nicht getrieben. Die damit verbundene Muskeleibung und -stärkung, das Weiten des Brustkörpers, das bedingte tiefe Atmen, die Willensanstrengung, das alles wirkt doch ungeheuer gesundheitsfördernd. Und was ist denn heute die Parole unserer Nation? Gesundheit, Kraft und damit verbundene erhöhte Arbeitsfähigkeit! Schafft also unserer Jugend Tummelstätten, schafft ihnen ausreichende Hallenbäder, gebt ihnen Lehrer und ihr werdet sehen, der Preis ist des Einsparers wert.

Aus den Vereinen.

Die Bezirksversammlung des 4. Oberschlesischen Spielbezirks für den Ort und Kreis Hindenburg tagte am 14. d. M. in Zaborze. Aus dem Jahresbericht ging hervor, daß der Bezirk 12 tätige Vereine zählt, gegen 10 im Vorjahre, mit 889 Mitgliedern gegen 556 beim letzten Bezirks-

tage. Im Durchschnitt hat jeder Verein an 78 Tagen des abgelaufenen Jahres das Volks- und Jugendspiel gepflegt und zwar in der Form von Schlagball, Faust-, Krommel- und Korbball sowie die volkstümlichen Übungen des Drei- und Fünfstampfes. Im Winter pflegten die Vereine Turnen, Eislaufen und bildende Unterhaltung; größere Unterhaltungsabende wurden neun gemeldet. Aus der Vorstandswahl gingen hervor: Burgund-Vielshöf als 1. Ratier-Kuda als 11. Vorsitzender, Cornelius-Hindenburg als Bezirksspielwart, Kolanoski-Hindenburg als Schriftführer und stellvertretender Kassenwart, als Beisitzer Reichert-Paulsdorf, Sigismund-Kunzen-dorf und Griza-Baborze. Sodann berichtete der 1. Vorsitzende über die Gründung des Oberschlesischen Zweververbandes für Leibesübungen. Besonders Interesse erregte die Bekanntgabe der vom technischen Ausschuss entworfenen neuen Wettkampfordnung. Damit wird mit dem veralteten und unbeschränkten Verfahren der Auslosung gebrochen, die Bezirks-, Gau- und Verbandsmeisterschaft vielmehr in der Weise ausgetragen, daß jeder Verein gegen jeden anderen Verein zu kämpfen hat. Die Tagung schloß mit der Mitteilung, daß zur Hebung der winterlichen Spieltätigkeit namentlich auch das Fußballspiel als gleichberechtigt in den Spielplan aufgenommen wird.

Familien-Nachrichten.

Vom 11.—17. Februar 1920.

Geburtsanzeigen.

Ein Sohn: Herrn Alfred Knaust, Herrn Oskar Wechselmann, Gleiwitz. Eine Tochter: Herrn Leonhard Siegmund, Kattowitz D.-S.; Stellvert. Kreiskirchz. Tauer, Lublitz.

Verlobungsanzeigen.

Ellen Aloka, Kuda D.-S. — Alfred Smarzoch, Magdeburg; Margarethe Koch, Gleiwitz — Heinrich Hornung, Zillh; Gabriele Kubis, Rothenberg — Kurt Waldeimar Dunder, Treptow; Hildegard Tietze, Lichau — Thomas Konechny, Gornsdorf; Luiti Schulmann — Paul Grimlitz, Schwientochlowitz; Grete Euse Becker, Gleiwitz — Albert E. Köppler, Schweidnitz; Minna Malowicz, Zill D.-S. — Alfred Loufaint, Gleiwitz; Käthe Sargant — Ing. Hans Klejzar; Marie Antonette Schwent, Köln — Dr. jur. Paul Weischa, Neustadt; Hildegard Kuref, Hindenburg — Viktor Weleski, Schomberg; Elisabeth Jenker, Kattowitz — Sepp Meier,

Schwientochlowitz; Gertrud Mandrella, Kattowitz. — August Dremel, Kuda D.-S.

Heiratsanzeigen.

Maria Stronze — Valentin Grelisch, Wilkau D.-S.; Grete Nebel — Adolf Schrimmer, Kattowitz; Margarete Namlich — Heinz Bodora, Gleiwitz; Anna Jofisch, Beuthen — Kaufm. Georg Krzaska, Reisse; Fritz Weishaupt — Oskar Balanzitz, Kattowitz; Trudel Scheffczyk — Johannes Hermann, Beuthen D.-S.; Rosa Seelig — Abraham Davidow, Friedland D.-S.; Lucia Gibas — Theodor Dzizea, Bogutskisch-Süd; Gertr. Bullof — Bruno Kuder, Nies D.-S.; Katharina Bartoschek — Hugo Trautmann, Kattowitz; Gertrud Krebs — Armin Schleimer, Kattowitz; Martha Kubina — Robert Fröhlich, Bismarckhütte.

Todesanzeigen.

Kentier Konstantin Theuer, 58 Jahre, Muraw D.-S. 9. 2.; Fleischer Paul Tannigel, 28 Jahre, Oppeln, 8. 2.; Schiffbesitzer Johann Heretsch, 74 Jahre, Oppeln, 9. 2.; Frau verw. Tischlermeisterin Annalie Hoffmann, geb. Lenz, 67 1/2 Jahre, Oppeln, 7. 2.; benig. Weichensteller Johann Michalski, 62 Jahre, Oppeln, 9. 2.; Kgl. Oberamtmann Rudolf Weishaupt, 80 Jahre, Rothenberg D.-S., 7. 2.; Magistratsbeamter Michael Stawinga, 50 1/2 Jahre, Beuthen D.-S., 8. 2.; Polizeiwachmeister-Frau Margarete Orzechowski, 26 Jahre, Katt. D.-S., 8. 2.; Ww. Zuli Fleisig, geb. Monden, 75 Jahre, Beuthen D.-S., 8. 2.; Marie Schullka, geb. Wolny, 31 1/2 Jahre, Beuthen D.-S., 7. 2.; Zeichner Peter Sonfoll, 24 Jahre, Beuthen D.-S., 8. 2.; Polizeiwachmeister Theodor Bijor, 40 1/2 Jahre, Kuda D.-S., 9. 2.

„Die Monarchie der Hohenzollern und die parlamentarische Demokratie“

behandelt der bekannte Vorkämpfer des nationalen Gedankens, Universitätsprofessor Geheimrat Gustav Roethe in seiner kurzen Broschüre, die jedoch im Verlag der „Tradition“ erscheint. In ihrer klaren Darstellung und überzeugender Beweisführung eignet sich die kleine Schrift ganz besonders für Aufklärungs-zwecke, für die auch der geringe Preis von 2 — Mark, plus 20 Pfg. Zurechnungszuschlag ins Gewicht fällt, und ist deshalb zur weitesten Verbreitung zu empfehlen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch den Verlag der „Tradition“ Berlin E33. 48, Wilhelmstr. 9.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Julius Soika.

Nachruf.

Unser hochgeschätzter Mitarbeiter

Herr Dr. rer. pol. Smolka

in Gleiwitz ist am 11. 2. 20 an Grippe gestorben.

Uns trifft dieser Verlust sehr hart.

Wir werden dem trefflichen Manne ein treues Andenken bewahren.

Oppeln, 14. 2. 1920.

Schriftleitung des „Oberschlesiers.“

Die Aufbewahrung von

Schmucksachen Wertpapieren Geld

geschieht am sichersten und unauffälligen durch Einmauerschränke mit dem D.R.P.-Schloß „NOVUM“

Paul Brattig
Kattowitz O.-S.

Wenn Sie nach **Permenphaaugengläsern** an-
Breslau fahren, lassen Sie sich
Optiker Garai, Breslau, Albrechtsstr. 4.

1 Grundstück,

20 bis 40 Morgen groß, für eine **Ordensniederlassung** zur Ausfuhr in der Seeförderung und für Exerziten im eigenen Hause zu kaufen gesucht. Auf Wunsch auch gegen Eintausch von Ackerland.

Das Stück muß ruhig und schön in der Nähe einer Stadt gelegen und mit der Bahn leicht und bequem zu erreichen sein. Es darf von der Industrie nicht zu sehr berührt sein, dagegen wäre etwas Wald erwünscht.

Angebote oder freundliche Hinweise von Seiten Edelbesitzer an die Redaktion dieses Blattes erbeten unter Nr. 100.

Rippenheizrohre, Radiatoren,

ganze Heizanlagen kauft und montiert ab Güttingenieur Hasenwinkel, Breslau, Alfenstraße 49.

Inseriert in der Zeitschrift

„Leuchte“

Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Humor, Kritik, Satire

Erstklassiges Insertions-Organ

Nonpareille-Zeile Mk. 1.— bei Wiederholung hoher Rabatt.

Inserate haben nachweisbar grösste Erfolge.

Verlangen Sie Probe-Nummern der Zeitschrift

„Leuchte“
kostenlos, sowie unverbindliche Kostenanschläge von der Reklame-Abteilung.

E. W. Kerber,
Dresden, A. 16, Nikolaistr. 5.
Vertreter an allen Orten gesucht.

Kerzen

Ser und 10er

sowie Toilettenkerze

liefert billigst jeden Posten

Großisten-Vorzugspreise.

Erste Thüringer Kerzenfabrik

Albert Matthes sen.,

Rudolstadt i. Thür.

Telegr.-Adr.: Kerzenfabrik.

Zigarren

liefert in verschiedenen Preislagen, großes Format

Bruno Kosch,

Ratibor-Planitz, am Kanal 3.

Bes. Einjähr. & Abiturienten Eilcourse

Kant-Pädagogium

Landerziehungsheim I. Ranges

Telephon 46 Canth bei Breslau

Strenge geregeltes Internat. — Beste ländliche Kost.

Vorbereitung bis Prima (reale, gymnasiale, oberreale

und real-gymnasiale Abteilungen). Für schwache Schüler

grosser Zeitgewinn. Individuelle gediegene Behandlung. Anmel-

dungen jederzeit, Glanz, Erfolge. Leiter u. Besitzer Dr. R. Koch

Paul Kandziora

gerichtlich beeidigter Bücherrevisor

Kattowitz D.-S.

Grünstraße 10. Telefon 1512.

Sahrräder,

sowie Decken, Schlauche und
sämtl. Zubehör u. Ersatz-
teile liefert auch für Wieder-
verkäufer

Fahrrad-Geschäft

Hans Rosytzka,

Berlin N. 20, Panitzstraße 65.

Zigaretten

o. M., reiner Tabak, Mk. 19.50

u. M. 21.50, m. Goldm. M. 23.50,

Hamburger Cigarrenhaus

P. Witkowski Nachf.,

Hamburg, St. Georg,

Guriltstr. Ecke Koppel.

Geld erhalten solbente Leute

auch ohne Bürgen

von 100 bis 5000 Mk.

durch

Otto Ludekus Dresden,

Wilsdrufferstraße 27.

Anfragen Marke beifügen.

2 Malerlehrlinge

sucht

Josef Matyssek,

Malergeschäft,

Oppeln, Reichstraße.

Junges Mädchen, 21 Jahre alt,

welches mit aller höchsten Arbeit

vertraut ist

sucht Stellung

in Oppeln zum 1. 3. 20.

Offerten postlagernd P. B. in

Kochlowitz erbeten.

Zigarren — Zigaretten — Kautabak

Zigaretten, reine helle Ware von M. 160.— bis M. 250.— p. Mille

Das Beste la orient. Tabak M. 260.— „ „

Kein Uebergeiz-Zigaretten v. M. 135.— bis M. 175.— „ „

Zigaretten aus reinen edlen Tabaken per Mille von M. 850.— an

Kautabak, echt Kautschuk, garantiert schimmelfrei

bei Abnahme von 500 Rollen an à R. 105. „

200 „ „ 110 „

„ „ 115 „

„ „ 115 „

Rudolf Peters, Großhandlung für Tabakfabrikate,

Reichnig-Neuwerk. Schillerstr. 6, Fernruf: Dresden 14903.

Zweigniederlassung: Leipzig, Herdenbergstraße 36, Fernruf 31344.

Schuhleder, Kalb- und Ziegenleder

gerbt

auf Vordersohle und Chevreau in schwarz und farbig aus.

Gegenüber werden alle Sorten

Rohfelle zu höchsten Preisen gekauft.

Sauz, Brieg, Dorotheenstr. 6 I.

Oberschlesische Theater-Nachrichten.

Mitgeteilt von den Theater-Direktionen.

Stadttheater Gleiwitz.

Montag, 16. 2.: Geschlossene Vorstellung.

Dienstag, 17. 2.: Uraufführung „Die tolle Komte.“

Mittwoch, 18. 2.: Geschlossen wegen Vorbereitung zur Oper

„Butterfly“.

Donnerstag, 19. 2.: Gastspiel von Frl. Glise von Katopol von

der Staatsoper Berlin: Butterfly.

Freitag, 20. 2.: Polnisches Gastspiel. Direktion Valentin

Folszaczyni.

Sonabend, 21. 2.: Gastspiel von Frl. Glise von Katopol von

der Staatsoper Berlin: Butterfly.

Sonntag, 22. 2., nachm.: Schmetterlingsfisch.

abends: Gastspiel von Frl. Glise von Katopol von der

Staatsoper Berlin: Butterfly.

Stadttheater Kattowitz.

Sonabend, 21. 2., 7 1/2 Uhr: Schwarzwaldmädel.

Sonntag, 22. 2., 3 1/2 Uhr: Liebe im Schnee.

3 1/2 Uhr: Die Tänzlerin.

Montag, 23. 2., 7 1/2 Uhr: Die Tänzlerin.

Dienstag, 24. 2., 7 1/2 Uhr: Orpheus in der Unterwelt.

Mittwoch, 25. 2., 7 1/2 Uhr: Orpheus in der Unterwelt.

Donnerstag, 26. 2., 7 1/2 Uhr: Die Tänzlerin.

Freitag, 27. 2., 7 1/2 Uhr: Orpheus in der Unterwelt.

Sonabend, 28. 2., 7 1/2 Uhr: Anatol.

Stadttheater Oppeln.

Sonabend, den 21. 2., 7 1/2 Uhr: Romeo und Julia.

Sonntag, den 22. 2., 3 1/2 Uhr: Die Falschingsfäc.

7 1/2 Uhr: Die lustige Witwe.

Montag, den 23. 2., 7 1/2 Uhr: Alt-Geidelberg.

Dienstag, den 24. 2., 7 1/2 Uhr: Die lustige Witwe.

Mittwoch, den 25. 2.: Keine Vorstellung.

Donnerstag, den 26. 2., 7 1/2 Uhr: Die lustige Witwe.

Freitag, den 27. 2., 7 1/2 Uhr: Der fidele Bauer.

Sonabend, den 28. Februar, 7 1/2 Uhr: Feimat.